398.4
T294t

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

CENTRAL CIRCULATION BOOKSTACKS

The person charging this material is responsible for its renewal or its return to the library from which it was borrowed on or before the **Latest Date** stamped below. **You may be charged a minimum fee of $75.00 for each lost book.**

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

TO RENEW CALL TELEPHONE CENTER, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

APR 2 9 1999

When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

Türkische Märchen

Für die Jugend bearbeitet und herausgegeben
von Lisa Tetzner

Mit Federzeichnungen von Ruth von Schwarz

1tes bis 5tes Tausend

Blau 174

Verlegt bei Hermann Schaffstein in Köln a. Rh.

Schaffsteins Blaue Bändchen bringen eine Auswahl der schönsten Gedichte, Märchen, Sagen, Erzählungen und Lebensbilder.

Anfragen, die den Inhalt der Bändchen betreffen, werden erbeten an K. Henniger, Hannover, Steinriede 3.

Den Druck dieses Bändchens besorgte die Roßberg'sche Buchdruckerei in Leipzig.

398.4
T294t

Stark und kräftig in der Phantasie, reich an Abenteuern, farbig und unglaublich lebendig in der Wiedergabe des Erzählers sind die türkischen Märchen.

Überall herrscht der Padischah; mit ihm in Verbindung zu kommen, zu seiner Macht zu gelangen, ihm zu dienen ist das Ziel und die Sehnsucht des Helden. Und selbst die Geister und bösen Mächte haben ihr eigenes Padischahsein, und sie scheinen noch schrecklicher und unwirklicher, als wir es von unseren bösen Geistern gewohnt sind. Die Phantasie des Orientalen ist unergründlich und schöpferisch. Die Kümmernisse und Leidenswege der Helden scheinen unüberwindbar, und es scheint, als hätte der Erzähler nicht aufhören können, sie auszumalen.

Die Macht der Prophezeiung und die Kraft des Wahrsagers, seiner Zauberkunst und Sterndeuterei blüht üppig und überwuchert fast im Gegensatz zu unseren deutschen Märchen, aber sie wurden in dem lustigen Märchen vom „Obersterndeuter" zu einer der entzückendsten Volksgrotesken über das Hokuspokus der Wahrsager und Sterndeuter, die wir in der Weltliteratur besitzen, und im „Allem-Kallem"-Spiel zeigen sie uns eins der beweglichsten und geschicktesten Zaubermärchen der Weltliteratur.

Lisa Tetzner

Inhalt

	Seite
Der Windteufel	5
Der lachende und der weinende Apfel	16
Der verzauberte Granatenzweig und die Weltschöne	24
Der Schlangengeist und der Zauberspiegel	36
Der Sohn des reichen Mannes	43
Der arme und der reiche Bruder	51
Der Obersterndeuter	55
Das Brunnengespenst	66
Das „Allem-Kallem"-Spiel	71
Der geschickte Dieb	77

Der Windteufel

Märchen, Märchen, Märchelein; zwei Katzen machten einen Sprung, die Kröte flog auf Flügeln, Tante Floh fiel zu Boden, die Felsen stürzten auf sie hin, es beteten die Gänschen, und dies alles war zu der Zeit, als ein türkischer Padischah alt war.

Dieser alte Padischah hatte drei Söhne und drei Töchter. Eines Tages erkrankte der Alte, und wieviel Wahrsager und Ärzte man auch herbeiholte, sein Zustand besserte sich doch nicht. „Ich bin dem Tode verfallen," dachte er, ließ seine Söhne rufen und sprach zu ihnen: „Wenn ich gestorben bin, so soll der von euch Padischah werden, der drei Nächte lang an meinem Grabe die Wache hält; meine Töchter aber gebt denen zu Frauen, die sie zuerst verlangen."

Er starb und wurde in Ehren begraben. Damit das Reich nun nicht ohne Padischah bliebe, ging der älteste Sohn zum Grabe seines Vaters, saß auf seinem Teppich und betete bis Mitternacht, den Anbruch des Morgens erwartend. Aber plötzlich entstand im Dunkeln ein so großer Lärm, daß der Jüngling erschrak, sich auf die Beine machte und bis zu seiner Wohnung nicht wieder stehen blieb. Die nächste Nacht ging der zweite Sohn zum Grabe und saß dort bis Mitternacht; als sich aber der große Lärm erhob, nahm auch er seine Beine in die Hände und lief davon. Nun kam der Jüngste an die Reihe.

Er nahm sein Schwert, steckte es in seinen Gürtel und ging auf den Friedhof. Um Mitternacht hörte er den großen Lärm, und Himmel und Erde erzitterten. Der Jüngling schritt in der Richtung vorwärts, aus der der Lärm kam, und als er dort anlangte, stand ein großer Drache vor ihm. Er nahm sein Schwert hervor und stach es in den Drachen, so daß dieser kaum noch Kraft hatte, zu sagen: „Wenn du der rechte Mann bist, so stich noch einmal!"

„Nein," versetzte der Prinz, „ich bin auch nur einmal zur Welt gekommen!"

Der Drache starb. Der Prinz wollte ihm als Wahrzeichen Ohren und Nase abschneiden; aber im Dunkel konnte er nicht sehen, und als er suchend tappte, erblickte er in der Ferne ein Licht. Er ging der Richtung nach und gelangte in die Nähe des

Lichtes. Dort sah er an einer Ecke einen Greis, der hatte zwei Knäuel in der Hand, ein weißes und ein schwarzes; das schwarze wickelte er auf, das weiße ließ er in die Welt rollen.

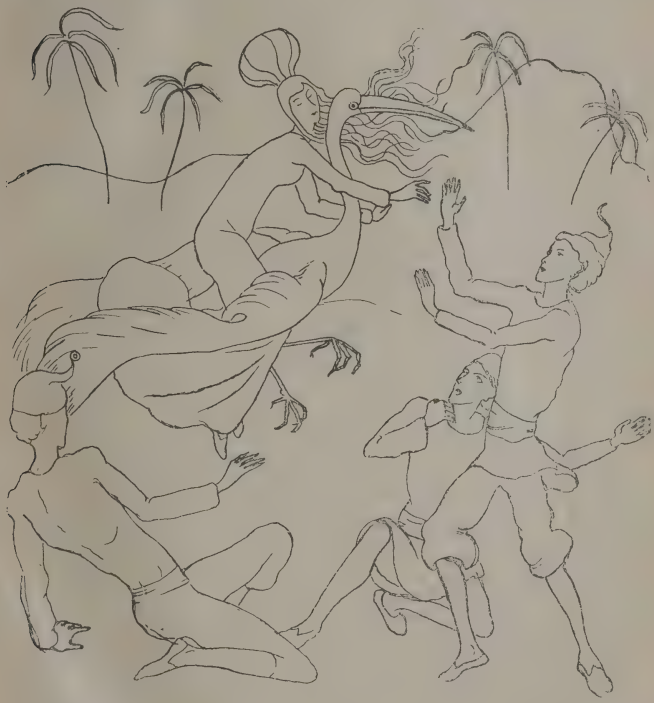
„Was machst du da, Väterchen?" fragte ihn der Prinz. „Ja, mein Sohn, das ist mein Geschäft; ich sammle die Nacht und lasse den Tag hinausrollen." Der Prinz sprach: „Väterchen, mein Geschäft ist noch schwerer als das deine." Als er das gesagt hatte, fesselte er den Alten, damit er den Tag noch nicht loslassen konnte, und schritt weiter vorwärts, um das Licht zu finden. Er gelangte an eine Burg, vor der vierzig Männer ratschlagten.

„Was habt ihr vor?" fragte der Prinz. „Wir möchten in die Burg hineingelangen, um sie auszurauben," antworteten die vierzig; „aber wir wissen nicht, auf welche Weise wir dies ausführen sollen."

„Ich werde euch hineinhelfen," sagte der Prinz, „wenn ihr mir Licht gebt." Die Räuber versprachen es ihm bereitwillig. Er nahm nun Nägel hervor, schlug sie in die Mauer der Burg bis hoch zum Dach hinauf, kroch an ihnen empor und rief von oben herab: „Also kommt jetzt einzeln herauf, so wie ich heraufgekommen bin." Sie kletterten hinauf. Aber der Jüngling schlug jedem, der oben anlangte, das Haupt ab, warf die Körper in die Burg hinein und vernichtete auf diese Weise alle vierzig Räuber. Dann stieg er in die Burg. Im Hofe stand ein schöner Palast. Er öffnete das Tor und erblickte eine Schlange, die auf eine Säule neben der Stiege hinaufkroch. Er durchbohrte sie mit seinem Schwert, vergaß aber, das Schwert aus der Schlange wieder herauszuziehen, und ließ es zurück. Dann stieg er die Treppe hinan, trat in ein Gemach und sah im Bette eine schöne Jungfrau liegen. Er schloß die Türe zu, ging in ein anderes Gemach und erblickte im Bett eine noch schönere Jungfrau. Auch diese Tür schloß er zu und ging in ein drittes Gemach, das überall mit Metall bekleidet war; dort schlief eine solch schöne Maid, daß die Sonne selber sich vor ihr verstecken mußte.

Nun machte er auch diese Türe zu, kroch auf die Burg hinauf und zog, immer abwärts steigend, die Nägel heraus. Er ging zu dem Greise, den er gefesselt hatte. „Oh, mein Sohn," rief dieser ihm von weitem zu, „wo warst du so lange? Die Rippen schmer-

zen den Menschen schon vom langen Liegen im Bette." Der Jüngling löste nun die Fessel, und der Alte ließ das weiße Knäuel des Tages weiterrollen. Der Jüngling aber ging zu dem Drachen zurück und schnitt ihm Ohren und Nase ab, die er in seine Tasche steckte. Dann kehrte er heim in den Palast, wo man inzwischen



den ältesten Sohn zum Padischah gemacht hatte. Er ließ es gut sein und sprach nichts darüber.

Einige Zeit darauf trat ein Löwe in den Palast und ging zu dem Padischah. „Was willst du?" fragte ihn der Herrscher. „Deine älteste Schwester will ich freien," versetzte der Löwe. „Einem Tiere gebe ich sie nicht," versetzte der Padischah, und bei-

nahe hätte man den Löwen fortgetrieben, wenn der jüngste Prinz nicht gesagt hätte: „Unser Vater hat uns aufgetragen, daß wir sie dem geben sollen, der sie zuerst verlangt." Er nahm die Maid an der Hand und übergab sie dem Löwen, und dieser nahm sie mit sich.

Am nächsten Tage kam ein Tiger und verlangte vom Padischah die mittlere Maid. Die beiden älteren Brüder wollten sie ihm nicht geben; aber der jüngere Bruder forderte sie wieder auf, so zu handeln, wie es der Vater gewünscht hatte, und er gab die Maid dem Tiger zur Gemahlin.

Am dritten Tage flog ein Vogel in den Palast und verlangte die jüngste Sultanstochter. Der Padischah und sein Bruder wollten nicht einwilligen; aber der Jüngste setzte es doch durch, daß der Vogel mit der Maid davonflog. Dieser Vogel war der Padischah der Feen, der smaragdene Anka.

Aber sehen wir nun erst, was in der Burg geschah, in die der Jüngste des Nachts gestiegen war. In dieser Burg wohnte ein Padischah, der auch drei Töchter hatte. Als er in der Frühe hinaustrat, sah er, daß jemand im Palast gewesen war. Er ging in den Hof, erblickte beim Treppenaufgang die entzweigehauene Schlange und das Schwert, und als er weiterging, sah er auch die vierzig Leichen. „Das konnte kein Feind, sondern nur ein guter Mensch tun," dachte er sich; „der hat uns von den Räubern und der Schlange befreit. Das Schwert gehört dem guten Freunde; aber wo ist er?" Also beratschlagte er sich mit seinem Wesir.

„Das können wir erfahren," sagte der Wesir. „Wir müssen ein großes Bad bauen lassen und jedermann einladen, daß er umsonst baden könne. Alle Menschen, die da kommen, beobachten wir scharf, und bei dem sich die Scheide findet, der ist unser Befreier gewesen." Der Padischah tat also, ließ das Bad bereiten, und jedermann eilte herbei, um zu baden.

Eines Tages sagte der Wesir: „Alle waren schon hier zum Baden, nur die drei Prinzen noch nicht." Man ließ die drei Prinzen benachrichtigen. Sie kamen nun auch ins Bad, und als man ihren Anzug betrachtete, fand man beim jüngsten die leere Scheide des Schwertes. Sogleich ließ der Padischah den Prinzen zu sich

rufen und sprach zu ihm: „Du hast mir eine große Wohltat erwiesen; wünsche dir dafür, was du willst." — „Ich wünsche mir nichts anderes," antwortete der Prinz, „als deine jüngste Tochter." – „O weh, mein Sohn, hättest du dir nur die nicht gewünscht!" seufzte der Padischah; „meine Krone, mein Reich, alles gebe ich dir; nur begehre dieses Mädchen nicht!" — „Wenn du sie mir nicht freiwillig gibst, so nehme ich sie," sagte der Prinz; „denn etwas andere brauche ich nicht." — „Mein Sohn," flehte der Padischah, „ich will dir meine älteste Tochter geben. Ich gebe dir die mittlere, ich gebe dir beide zusammen; aber meine jüngste Tochter hat den Windteufel zum Feinde, und weil ich sie ihm nicht gegeben habe, muß ich sie im Metallgemach bewachen, damit dieser Teufel nicht in ihre Nähe kommt. Er ist ein solches Ungeheuer, daß ihm weder eine Kanone schaden noch ein Auge ihn bewachen kann; dem Winde gleich fliegt er einher, und als Wind erscheint er." Vergebens bat der Padischah, er möge sich nicht selbst auch in Gefahr stürzen, der Prinz hörte nicht auf sein Wort; er bat so lange, bis ihm der Padischah die Maid gab und beide miteinander die Hochzeit feiern ließ. Die beiden Brüder bekamen die beiden anderen Jungfrauen und kehrten in ihr Reich zurück, während der Jüngste dort blieb, um seine Gattin vor dem Windteufel zu schützen.

Die Zeit verging, und der Prinz lebte mit seiner schönen Frau glücklich seine Tage. Eines Tages sprach er zu ihr: „Herrin, bis jetzt bin ich nicht von deiner Seite gegangen; laß mich einmal eine einzige Stunde jagen!" — „Wehe, mein König," sagte die Gattin; „wenn du von mir gehst, so weiß ich, daß du mich nimmer wiedersehen wirst." Aber er bat und versprach, daß er bald wiederkommen wolle, und die Prinzessin willigte schließlich ein. Er nahm seine Waffen und ging in den Wald.

Der Windteufel wartete schon lange auf diesen Augenblick; denn er fürchtete sich vor dem tapfern Prinzen und getraute sich nicht, die Prinzessin von seiner Seite zu rauben. Aber als der Prinz kaum seinen Fuß aus dem Palast gesetzt hatte, erschien er, dem Winde gleich, und verschwand mit der Frau. Es verging keine lange Zeit, so kehrte der Prinz heim und fand seine Gattin nicht. Er lief zum Padischah und von dort wieder zurück; aber

der Windteufel hatte die Frau geraubt, und sie war nirgends zu finden. Er weinte und klagte bitterlich, warf sich zu Boden, sprang wieder empor, bestieg sein Pferd, und — — entweder die Gattin oder den Tod! — — er ritt in die weite Welt hinaus.

Tagelang, wochenlang schweifte er ruhelos umher; denn sein Leid trieb ihn immer vorwärts. Da erblickte er einen Palast. Es war der Palast seiner ältesten Schwester; sie sah gerade zum Fenster hinaus und wunderte sich, daß sich ein Mensch hierher verirrt hatte, wo weder ein Vogel flog noch eine Karawane zog. Doch da erkannte sie ihren Bruder und lief ihm entgegen. So groß war die Freude beider, daß sie vor Küssen und Umarmungen gar nicht zu Worte kommen konnten. Abends sagte die Maid zu dem Prinzen: „Bald kommt der Löwe; wenn er mich auch gut behandelt, so ist er doch ein Tier, und er könnte dir etwas zuleide tun." Darum verbarg sie ihren Bruder.

Abends kam der Löwe heim, und als sie nun beisammen saßen und plauderten, fragte ihn die Maid, was er machen würde, wenn einer ihrer Brüder herkäme.

„Wenn der Älteste käme, so würde ich ihn mit einem Schlage töten; wenn der Mittlere käme, so würde ich ihn auch töten; aber wenn der Jüngste käme, so würde ich ihn auf meinen Armen in den Schlaf wiegen." — „Nun, also dieser ist gekommen," rief seine Frau. „Wo ist er? Bring ihn her; geschwind, damit ich ihn sehe," rief der Löwe. Als der Prinz vortrat, wußte der Löwe nicht, was er vor Freude anfangen sollte. Er fragte ihn, woher er komme und wohin er gehe. Der Jüngling erzählte ihm, was geschehen sei, und daß er den Windteufel aufsuchen wolle. „Ich kenne ihn nur dem Namen nach," sagte der Löwe; „aber es ist besser, wenn du dir nichts mit ihm zu schaffen machst; denn du erreichst damit nichts, er ist zu mächtig." Aber der Prinz hatte keine Ruhe; er blieb nur eine einzige Nacht bei seiner Schwester, und am nächsten Morgen stieg er wieder zu Pferde. Der Löwe begleitete ihn, zeigte ihm den rechten Weg, und dann ging der eine rechts und der andere links.

Der Prinz ritt weiter und erblickte bald einen andern Palast, der seiner mittlern Schwester gehörte. Die Maid sah den Menschen, und kaum, daß sie in ihm den Bruder erkannte, so lief sie

ihm entgegen und führte ihn in den Palast. In freudigem Gespräch verbrachten sie die Zeit, und gegen Abend sagte die Maid zu dem Prinzen: „Bald wird mein Tiger-Gemahl hier sein; ich verberge dich, damit dir kein Leid zustößt." Und sie verbarg ihren Bruder. Am Abend kam der Tiger heim, und seine Frau fragte ihn, was er beginnen würde, wenn einer ihrer Brüder zufällig hierherkäme. „Die beiden älteren würde ich töten," sagte der Tiger; „aber wenn der Jüngste käme, so würde ich ihn auf meinen Knien einschläfern." Die Maid zeigte nun den Prinzen. Der Tiger hatte darüber große Freude und fragte ihn ebenfalls, woher er komme und wohin er gehe. Der Prinz erzählte ihm sein Leid und fragte ihn nach dem Windteufel. „Ich kenne ihn nur dem Namen nach," sagte der Tiger. Aber auch er riet dem Prinzen von dem gefährlichen Abenteuer ab.

Doch kaum dämmerte der Tag, so ließ sich der Prinz von dem Tiger den Weg zeigen und begann seine Wanderschaft aufs neue. Er zog durch eine lange, heiße Wüste und erblickte endlich in der Ferne etwas Dunkles. „Was kann das sein?" dachte er, und als er näher kam, erkannte er einen Palast. Dieser gehörte seiner jüngsten Schwester. Sie blickte gerade zum Fenster hinaus. „Oh, mein Bruder!" schrie sie freudig und lärmte durch das ganze Haus vor Glück. Der Jüngling freute sich, daß er auch seine dritte Schwester gefunden hatte; aber er wäre am liebsten auch hier gleich weitergezogen. Als es Abend wurde, sprach die Maid zu ihrem Bruder: „Gleich kommt mein Vogel-Gemahl; ich verberge dich, damit ich sehe, wie er dich empfangen wird." Sie verbarg also den Jüngling. Mit lautem Flügelschlag flog der Anka herbei, und kaum hatte er sich ein bißchen ausgeruht, so fragte ihn seine Frau: „Was würdest du tun, wenn mich meine Brüder plötzlich besuchten?" — „Die beiden älteren", sprach der Vogel, „würde ich in meinen Schnabel nehmen, mit ihnen bis in den Himmel hinauffliegen und sie von dort herabwerfen. Wenn aber der Jüngste käme, so würde ich ihn auf meine Flügel setzen und einschläfern." Da rief die Maid den Prinzen herbei. „Oh, mein Prinz," rief der Vogel, „wie kommst du hierher? Hattest du keine Furcht vor dem langen Weg?" Der Jüngling erzählte ihm sein Leid und bat den Anka, er möge ihn zum Windteufel führen. „Oh," sagte der

Vogel, „man kann ihn sehr schwer antreffen, und wenn du ihn triffst, so erreichst du damit wenig; gib dieses Abenteuer auf und bleibe bei uns, es soll dir an nichts fehlen." — „Nein," sagte der Prinz, „entweder ich befreie meine Frau, oder ich gehe zugrunde." Als der Anka sah, daß er ihn nicht von seiner Absicht abbringen konnte, schilderte er ihm den Palast des Windteufels. „Jetzt schläft er," sprach der Anka; „du kannst deine Frau abholen; aber wenn er erwacht und dich erblickt, so bringt er dich um. Du kannst ihn nicht einmal sehen; kein Auge erblickt ihn, kein Schwert schadet ihm; gib also auf dich acht!"

Am nächsten Tag machte sich der Jüngling auf den Weg und kam bald an einen endlos großen Palast. Er hatte weder Türen noch Schornsteine und nur ein einziges großes Fenster. Seine Frau saß gerade am Fenster, und als sie ihn erblickte, rief sie: „Oh, mein Sultan!" und sprang zu ihm herab. Der Prinz umarmte sie, und ihre Freude und ihr Weinen nahmen kein Ende. Endlich aber fiel ihr der Windteufel ein. „Eilen wir von dannen," rief die Gattin; „er schläft seit drei Tagen, und wir müssen daheim sein, bevor sein vierzigtägiger Schlaf abgelaufen ist." Sie setzten sich aufs Roß und sprengten davon. Aber sie waren noch nicht daheim, als der Windteufel erwachte. Er ging zur Tür der Maid und rief, sie möge ihm öffnen. Als er aber keine Antwort bekam, sprengte er die Tür und fand die Maid nicht vor.

„So, Prinz Mehemed, du bist hergekommen und hast mir die Sultanstochter geraubt. Na warte nur! Geht, eilt, ich werde euch schon einholen!" Er setzte sich ruhig nieder, trank seinen Kaffee und rauchte seine Pfeife zu Ende. Dann erhob er sich und eilte ihnen nach.

Der Prinz floh mit der Sultanstochter rastlos weiter; sie nahmen sich keine Zeit zum Essen und zum Ruhen, doch plötzlich fühlte die Sultanstochter den Wind des Teufels und schrie auf: „Wehe, mein König, der Windteufel ist hier!" Wie der Sturm überfiel sie schon das unsichtbare Ungeheuer. Er griff den Jüngling, zerbrach ihm Arme und Beine, zertrümmerte sein Haupt, und nicht ein Glied blieb an ihm ganz.

Die Maid begann bitterlich zu weinen und zu flehen. „Wenn du ihn auch getötet hast, so erlaube mir doch wenigstens, daß ich

seine Knochen aufhebe und in einen Sack lege; vielleicht findet sich einer, der ihn beerdigt," klagte sie. Der Windteufel hatte nichts dagegen einzuwenden. Die Maid legte die Knochen des Prinzen in einen Sack, band diesen auf den Rücken seines Pferdes und flüsterte ihm ins Ohr: „Trag, mein Roß, trag diese Knochen an den richtigen Ort!" Der Windteufel aber führte die Maid in seinen Palast zurück.

Inzwischen trug das Roß des Jünglings Gebeine fort, blieb damit vor dem Palast der jüngsten Schwester stehen und wieherte so laut, daß die Maid es hörte. Sie eilte zu dem Rosse hinab, und als sie den Sack erblickte und den toten Bruder darin, begann sie bitterlich zu weinen. Sie konnte kaum die Ankunft ihres Gatten, des Anka, erwarten. Mit lautem Flügelschlag kam endlich der Vogel Anka heim, und als er den zerschmetterten Prinzen erblickte, rief er alle Vögel der Welt zusammen und fragte: „Wer von euch war schon im Garten des Paradieses?" — „Ein alter Uhu war einmal dort," sagten die Vögel; „aber er ist jetzt so alt, daß er sich nicht mehr rühren kann." Der Anka schickte einen Vogel fort, damit dieser auf seinem Rücken den Uhu herbeihole. Der Vogel flog fort und kam mit dem Uhu auf dem Rücken zurück. „He, Alter," fragte der Anka, „warst du schon im Garten des Paradieses?" — „Ja, mein Sohn," hüstelte der alte Uhu, „vor langer, langer Zeit, als ich zwölf Jahre alt war, war ich einmal dort." — „Nun denn," sprach der Anka, „wenn du einmal dort gewesen bist, so gehe zum zweitenmal hin und bring mir eine Schale voll Lebenswasser." Vergebens sträubte sich der Uhu und jammerte, der Weg sei ihm zu weit, er habe keine Kraft mehr. Da ließ ihn der Anka auf den Rücken eines andern Vogels steigen, und so mußte er in den Garten des Paradieses fliegen und vom Wasser des Lebens holen.

Der Anka nahm die Gebeine des Jünglings, und nachdem er sie alle an die richtige Stelle gelegt hatte, besprengte er sie mit dem Wasser. Der Jüngling begann zu gähnen, als hätte er nur geschlafen; er blickte umher und fragte den Anka: „Wo bin ich, und wo ist meine Frau?"

„Habe ich dir nicht gesagt," sprach der Anka, „daß dich der Windteufel ergreifen wird; er hat deine Knochen zerschmettert.

Wir haben sie in einem Sack gefunden und dich wieder lebendig gemacht. Jetzt aber gib die Sache auf; denn wenn er dich noch einmal erwischt, wird er sie nicht wieder in einen Sack legen."

Aber der Jüngling wollte nicht von seiner Absicht lassen und machte sich ein zweitesmal auf den Weg zu seiner Frau. „Wenn du um jeden Preis hin willst," sagte der Anka, „so gehe diesmal zuerst zu deiner Frau und sage ihr, sie solle erforschen, wo sich die Seele des Windteufels befindet. Wenn du diese erlangen kannst, dann fällt der Windteufel deiner Macht anheim." Der Prinz bestieg also wieder sein Roß, eilte zum Palast des Windteufels, und weil dieser eben schlief, so konnte er mit seiner Gattin sprechen. In großer Freude versprach die Frau, daß sie erforschen wolle, wo der Windteufel seine Seele habe. Der Prinz verbarg sich auf einem nahen Berge und wartete dort auf gute Nachricht.

Als nach vierzig Tagen der Windteufel aus seinem Schlaf erwachte, ging er zur Türe der Maid. „Geh mir aus den Augen!" rief die Maid; „vierzig Tage schläfst du, und ich werde vor Langeweile meines Lebens überdrüssig." Der Windteufel freute sich, daß sie ihn eines Wortes würdigte, und fragte sie, was er ihr geben solle, damit sie sich die Langeweile vertreiben könnte. „Ach, was kannst du mir geben," rief die Maid; „du bist ja lauter Wind. Du hast vielleicht nicht einmal eine Seele, mit der ich mich unterhalten könnte."

„Oh, meine Herrin," sprach der Windteufel, „in fernen Landen ist meine Seele, und schwer kann man zu ihr kommen. Gäbe es noch einen so kühnen Mann, wie es dein Mehemed gewesen ist, so könnte dieser vielleicht bis zu ihr gelangen." Nun schmeichelte die Maid so lange, bis der Windteufel ihr das Geheimnis verriet. „Auf der Oberfläche der siebenten Meeresschicht," begann der Windteufel zu erzählen, „ist eine große Insel; auf dieser Insel grast ein Ochse, im Bauche dieses Ochsen befindet sich ein goldener Käfig, in dem Käfig sitzt eine weiße Taube, und in dieser weißen Taube ist meine Seele." — „Aber wie kann man auf die Insel gelangen?" fragte die Sultanstochter. „Vor dem Palaste des smaragdenen Ankas," sagte der Windteufel, „entspringt eine Quelle, und aus dieser Quelle trinken jeden Morgen die vierzig Meerrosse. Wenn sich nun jemand findet, der den Fuß eines

dieser Rosse, während es trinkt, beschlagen kann, das Roß selber sattelt und besteigt, so fragt das Meerzauberpferd: ‚Was befiehlst du, mein Herr?' und trägt ihn dorthin, wohin er will."

„Ach, was nützt mir deine Seele," sprach die Maid, „wenn ich nicht einmal in ihre Nähe gelangen kann," und dann jagte sie den Windteufel aus ihrem Gemach hinaus. Aber als die Schlafenszeit kam, eilte sie mit dieser Nachricht zu ihrem Mann. Der Prinz stieg sofort zu Roß, eilte in den Palast der jüngsten Schwester und erzählte alles dem Vogel Anka.

Am Morgen rief der Anka fünf Vögel herbei und sprach zu ihnen: „Tragt den Prinzen auf euren Rücken zur Quelle dieses Berges und wartet dort, bis die Meerzauberrosse erscheinen, und wenn sie trinken, ergreift das eine, beschlagt es, sattelt es und setzt den Prinzen auf seinen Rücken, bevor es den Kopf wieder aus dem Wasser gezogen hat."

Die Vögel packten den Prinzen, trugen ihn zur Quelle des Berges, und kaum waren die Rosse gekommen, so taten sie, wie ihnen der Anka aufgetragen hatte. Der Prinz saß nun auf dem Roß, und dessen erstes Wort war: „Was befiehlst du, mein Herr?" — „Auf der Oberfläche der siebenten Meeresschicht ist eine Insel, dahin möchte ich gelangen," sprach der Prinz. Mit einem „Schließ die Augen!" flog der Prinz dahin, mit einem „Öffne die Augen!" befand er sich am Ufer der Insel. Er stieg vom Roß und steckte den Zaum in die Tasche. Dann ging er, den Ochsen zu suchen.

Als er auf der Insel umherging, begegnete er einem Mann, der fragte: „Auf welche Weise bist du hierher gelangt?" — „Ich habe Schiffbruch erlitten," antwortete der Jüngling; „mein Schiff ist untergegangen, und ich selbst konnte nur mit Mühe hierher schwimmen. Aber, was tust du hier?" — „Ich", sprach der Mann, „stehe im Dienst des Windteufels, der hier auf der Insel einen Ochsen hat, den ich Tag und Nacht bewachen muß; möchtest du mein Diener werden? Du mußt dann täglich hier diesen Trog mit Wasser füllen."

Der Prinz benutzte die Gelegenheit und konnte es kaum erwarten, daß er den Ochsen erblickte. Der Mann führte ihn hin, und kaum war er mit dem Ochsen allein, so schlitzte er ihm den Bauch auf, nahm den goldenen Käfig heraus und eilte ans

Meeresufer. Dort nahm er aus seiner Tasche den Zaum hervor und schlug damit auf die Wogen. Das Roß erschien und fragte: „Was befiehlst du, mein Herr?" Er wünschte sich vor den Palast des Windteufels. „Schließe die Augen!" — „Öffne die Augen!" — Schon war er vor dem Palast. Schnell hob der Prinz seine Gemahlin auf den Rücken des Meerrosses, und wieder fragte es: „Was befiehlst du, mein Herr?" — „Trage mich zum smaragdenen Anka!" sagte er. Das Zauberroß flog mit ihm dahin, während der Windteufel aus dem Schlaf erwachte. Er sah, daß die Maid verschwunden war, und eilte ihr nach. Die Sultanstochter fühlte schon den Wind des Teufels, da rief das Zauberpferd ihnen zu: „Reiß der Taube im Käfig den Kopf ab!" Sie hatten gerade noch so viel Zeit, dies zu tun. Der Wind hörte auf, der Teufel verschied.

Voll Freude kamen sie zu dem Palast des Anka, ließen das Zauberroß los und blieben dort, um auszuruhen. Am nächsten Tag gingen sie zu der andern und am dritten Tag zur dritten Schwester. Schließlich kamen sie in der Heimat der Maid an. Sie feierten noch einmal ihre Hochzeit, vierzig Tage und vierzig Nächte lang; dann zogen sie in das Reich des Prinzen. Dort zeigte er die Zunge und die Nase des Drachen vor, und weil er den Wunsch seines Vaters erfüllt hatte, wählte man ihn zum Padischah, und sie lebten in Freude und Seligkeit bis an ihr Ende.

Der lachende und der weinende Apfel

Vor alten Zeiten lebte ein Padischah, der hatte drei Söhne. Eines Tages saß der jüngste in seinem Palast. Neben dem Palast war eine Quelle, und da kam eine alte Frau an die Quelle, um Wasser zu schöpfen. Der Jüngling warf aus Übermut mit der Schleuder einen Stein nach ihrem Krug und zerbrach ihn. Die alte Frau sagte nichts, sondern ging zurück, nahm einen andern Krug und kam damit abermals zur Quelle. Der Jüngling schleuderte wieder einen Stein gegen den Krug, und auch dieser zerbrach, und die Frau ging weg. Am Tag darauf kam die Frau noch einmal mit einem neuen Krug zum Brunnen, und als der Jüngling die Frau erblickte, holte er wieder einen Stein hervor,

schleuderte ihn ab und zerbrach damit den Krug. Da sprach die alte Frau: „Damit du viel Kummer hast, wünsche ich dir vom Schöpfer, daß du den lachenden und den weinenden Apfel suchen mußt." Damit ging sie weg.

Kaum waren fünf Tage verstrichen, da taten die Worte der Frau schon ihre Wirkung, und der Königssohn wollte in die Welt ziehen, um den lachenden und den weinenden Apfel zu suchen. Von Tag zu Tag wurde er bleicher und bleicher, und als sein Vater hörte, daß er erkrankt war, ließ er Wahrsager und Ärzte holen; aber sie konnten seine Krankheit nicht erkennen. Der Padischah ging zu seinem Sohne und fragte ihn, was ihm fehle. Da sagte der Jüngling: „Ich will den lachenden und den weinenden Apfel suchen gehen." — „Was sollen wir tun?" fragte der Vater; „wo sind die zwei Äpfel zu finden?" Der Jüngling sprach: „Ich weiß es auch nicht; aber ich muß hingehen und sie aufsuchen; gib mir die Erlaubnis dazu!" Der Vater suchte ihn davon abzubringen; allein der Jüngling bestand darauf, daß er sie suchen wolle. Und weil auch seine zwei älteren Brüder mit ihm gehen wollten, so willigte der Vater endlich ein, und eines Tages machten sie sich auf den Weg.

Sie wanderten wenig, sie wanderten viel, über Berg und Tal und Ebene, bis sie endlich zu einer Quelle gelangten. An der Quelle erblickten sie eine Aufschrift und lasen die folgenden Worte: „Wer auf dem ersten der drei gegenüber befindlichen Wege auszieht, wird wieder zurückkommen; wer auf dem zweiten Wege hingeht, wird entweder zurückkommen oder nicht zurückkommen; wer auf dem dritten Wege wandert, wird nie zurückkommen." Der älteste Jüngling sprach: „Ich will auf dem Wege ausziehen, von dem es eine Rückkehr gibt." Der mittlere wählt den Pfad, von dem er vielleicht einst zurückkäme; der jüngste aber wollte den Weg ziehen, von dem es keine Rückkehr gab.

Ehe sie sich auf den Weg machten, sprach der Jüngste: „Wie werden wir wissen, wer früher zurückgekehrt ist? Ziehen wir die Ringe von unseren Fingern, legen wir sie hier unter diesen Stein, und wer früher zurückkommt, hebe den Stein auf und nehme seinen Ring weg. So wird der später Ankommende wissen, wer von uns schon zurückgekommen ist." Nach dieser Vereinbarung

legten sie ihre Ringe unter den Stein und begaben sich auf den Weg. Der Älteste ging und ging, und als er in ein fremdes Land gelangte, trat er in ein Bad und verdingte sich als Badediener. Auch der Mittlere wanderte und wanderte, bis er in ein fremdes Land kam; dort kehrte er in ein Kaffeehaus ein und blieb da als Kaffeejunge.

Doch sehen wir nun nach dem Jüngsten. Auch dieser legte große Strecken Weges zurück, bald sich niederlegend, bald aufstehend und immer wandernd und wandernd. Eines Tages kam er zu einer Quelle; an der sah er eine alte Frau, die Wasser schöpfte. Der Jüngling ging auf sie zu und fragte sie: „Mütterchen, möchtest du mich nicht für diese Nacht beherbergen?" Die alte Frau antwortete: „Oh, mein Sohn, ich habe nur eine Hütte, und wenn ich mich niederlege, so ragen meine Füße aus ihr heraus; wo sollte ich dich also unterbringen?" Der Junge holte darauf eine Handvoll Goldstücke hervor und bat das Mütterchen, daß sie ihn doch irgendwo unterbringen möchte. Als die Alte die Goldstücke erblickte, ward sie freundlicher und sprach: „Komm, mein Söhnchen, ich habe auch ein Haus, auch eine Stube; wem könnte ich den Platz geben, wenn ich ihn dir nicht gäbe?" Und sie nahm den Jüngling mit sich nach Hause.

Dort aßen sie und tranken ein wenig, und wie sie so da saßen, fragte sie der Jüngling: „Ich bitte dich, Mütterchen, sag' mir, wo kann ich den lachenden und den weinenden Apfel antreffen?" Kaum hatte die Alte das gehört, so packte sie ihn, schlug ihn ins Gesicht und schrie ihn an: „Schweig! Sein Name ist hier verboten." Der Jüngling holte wieder eine Handvoll Goldstücke hervor und gab sie der Alten. Die Alte freute sich darüber und sprach nun: „Steh ganz früh auf und steig auf den gegenüberliegenden Berg. Dort wirst du einen Hirten antreffen, den Hirten des Palastes, in dem sich der lachende und der weinende Apfel befindet. Wenn du seine Gunst erlangst, so kannst du in den Palast hineinkommen, wo du die Äpfel findest. Gib aber acht! Sobald du in den Besitz der Äpfel gelangt bist, eile zu mir zurück!"

In der Frühe stand er auf, stieg auf den Berg und erblickte den Hirten, der dort Schafe weidete. Freundlich grüßte er den Hirten. Dieser erwiderte den Gruß, und während des Gespräches

fragte ihn der Jüngling nach dem lachenden und dem weinenden Apfel.

Kaum aber hatte der Hirte die Frage vernommen, so schlug er ihn, genau wie das Mütterchen, ins Gesicht, daß er beinahe umfiel. „Warum schlägst du mich denn, Hirte?" fragte er. „Was, du willst noch fragen? Gleich schweigst du!" schrie ihn der Hirte an und gab ihm noch einen Schlag ins Gesicht. Der Jüngling aber bat und flehte und gab ihm eine Handvoll Goldstücke. Davon ließ sich der Hirte erweichen und sprach zum Jüngling: „Ich werde ein Schaf schlachten; aus seiner Haut mache ich einen Schlauch; in diesen Schlauch wirst du hineinschlüpfen. Wenn es Abend wird und ich die Schafe in den Palast treibe, so kommst auch du mit den Schafen hinein. Die Schafe werden gezählt, wenn sie in den Palast gehen, und du kannst, auf allen vieren gehend, mit den anderen hineingelangen. In der Nacht, wenn alles schläft, gehst du hinauf auf den obersten Stock und schleichst dich unbemerkt in das Zimmer rechts hinein. Dort liegt das Sultansfräulein im Bette; die Äpfel aber befinden sich auf ihrem Tische. Kannst du sie von dort wegnehmen, so ist's gut; wenn nicht, dann ist's um dich geschehen." Nun tötete der Hirt ein Schaf, zog ihm die Haut ab und steckte den Jüngling hinein. Darauf trieb er die Schafe ins Serail*). Beim Kommen wurden sie gezählt, und so gelangte auch der Jüngling mit in den Palast.

Als es Nacht ward und alles schlief, schlüpfte der Jüngling aus dem Schlauche heraus, ging leise und langsam in das Zimmer, das ihm der Hirt bezeichnet hatte, und sah in der Mitte ein Bett stehen. Darin lag eine Jungfrau, so schön wie der Mond am vierzehnten Tage; ihre Augenbrauen waren schwarz, ihre Augen blau, ihr Haar goldig; auf ihrer Brust hatte sie ein Muttermal, das auf der Welt nicht ihresgleichen hatte. Sie war so schön, daß, wer sie ansah, nicht mehr atmen mochte vor Staunen. Wie er das Mädchen so betrachtete, fing der eine Apfel auf dem Tisch zu lachen an: ha—hahaha, der andere dagegen weinte bitterlich. Der Jüngling machte rasch die Türe zu und lief zu den Schafen zurück.

*) Palast des Sultans.

Vom Lachen und Weinen der Äpfel erwachte das im Bette liegende Mädchen, und als sie sah, das niemand im Zimmer war, ging sie hinaus, schaute hin und her, ging wieder hinein und zankte die Äpfel aus, weil sie sie genarrt hätten; dann legte sie sich wieder nieder.

Nach einer Weile schlief das Mädchen wieder ein. Der Jüngling stieg nochmals hinauf, öffnete langsam und vorsichtig die Tür und trat ein. Aber kaum machte er einige Schritte vorwärts und näherte sich den Äpfeln, so fing der eine zu lachen, der andere zu weinen an. Das Mädchen erwachte und sah niemand. „Oh, ihr Ungezogenen," rief sie, „ihr habt mich schon zweimal aus meinem Schlafe geweckt; wenn ihr das noch einmal tut, so schlage ich euch!"

Als sie wieder eingeschlafen war, kam der Jüngling zum drittenmal, öffnete die Tür, ging gerade auf die Äpfel los, und als er sie vom Tisch herunternehmen wollte, lachten und weinten sie wieder; der Jüngling aber lief rasch davon. Das Mädchen erwachte, doch sie sah wieder nichts. „Oh, ihr Unverschämten," rief sie, „seid ihr toll geworden, daß ihr mich zum drittenmal aufgeweckt habt?" Damit versetzte sie jedem der beiden Äpfel eine Ohrfeige und legte sich wieder schlafen.

Nach einer kurzen Zeit trat der Jüngling wieder in das Zimmer, ging zum Tisch und nahm den einen Apfel herunter, ohne daß er einen Laut von sich gab; schnell nahm er auch den andern herab und eilte rasch hinaus und schnurstracks zwischen die Schafe zurück. Die Äpfel waren aber böse auf die Sultanstochter, deshalb schwiegen sie.

Als es Morgen wurde, nahm der Hirt seine Schafe und führte sie auf den Berg. Dort kroch der Jüngling aus dem Fell heraus, gab dem Hirten noch eine Anzahl Goldstücke und ging geradeaus in das Haus der alten Frau. Als die Alte den Jüngling erblickte, goß sie sofort Wasser in ein großes Gefäß, schlachtete ein Huhn und ließ das Blut in die Schüssel fließen; ins Wasser legte sie ein Brett und setzte den Jüngling darauf.

Wir aber wollen sehen, was im Serail geschah. Als das Mädchen erwachte, sah sie, daß die Äpfel nicht mehr auf dem Tische lagen. „Ach, wo sind meine Äpfel hingekommen?" schrie sie und

ließ sie überall suchen; die Äpfel aber kamen nicht zum Vorschein. „O weh, man hat mir meine Äpfel gestohlen! Dreimal haben sie mich aufgeweckt; ich habe sie aber nicht verstanden. Es ist ein Dieb hier gewesen." Das Mädchen weinte und klagte: „O meine Äpfel! O meine Äpfel!" Als dies ihr Vater, der Padischah, erfuhr, ließ er sofort die Festungstore sperren. Man suchte die Äpfel überall in der Stadt, fand sie aber nirgends. Man ließ Sterndeuter holen; die weissagten aus Sand und sahen, daß der Apfeldieb auf einem Blutmeere im Schiffe fuhr. Sie sprachen: „O Padischah, der ist schon weit gekommen; wir wissen gar nicht, wo sich dieses Blutmeer befindet." Kurz, man gab die Hoffnung auf und öffnete wieder die Festungstore.

Der Jüngling gab der alten Frau noch ein, zwei Goldstücke und machte sich wieder auf den Weg, den er gekommen war. Als er so ging, gelangte er eines Tages zu der Quelle, bei der er sich von seinen Brüdern getrennt hatte. Er hob den Stein auf, unter dem sie ihre Ringe hinterlegt hatten, und sah, daß seine Brüder noch nicht zurückgekehrt waren. Er nahm seinen eigenen Ring und machte sich auf den Weg, auf dem sein mittlerer Bruder ausgezogen war. Er wanderte wenig, er wanderte viel, er wanderte über Berg und Tal und Ebene, und nachdem er Wasser aus den Flüssen getrunken, in Wüsten ausgeruht, dem Gesang der Nachtigallen gelauscht hatte, kam er eines Tages in ein fremdes Land. Er kehrte in das Kaffeehaus einer Stadt ein, trank Kaffee, rauchte Tabak und sah, daß sein Bruder dort Kaffee kochte. Sein Bruder aber erkannte ihn nicht. Er rief ihn zu sich, fragte ihn, woher er sei, und fragte ihn so lange aus, bis dieser ihn wiedererkannte. Dann nahm er ihn mit sich, und sie machten sich zusammen auf den Weg und kamen wieder zu der Quelle, von der sie aufgebrochen waren. Dort hoben sie den Stein auf und sahen, daß auch ihr älterer Bruder noch nicht zurückgekommen war. Sie nahmen also den zweiten Ring an sich und machten sich auf den Weg, auf welchem der Älteste ausgezogen war. Nachdem sie gegangen und gegangen waren, kamen sie an einen Ort und kehrten in ein Bad ein, um sich zu waschen und dann ihren Bruder aufzusuchen. Im Bade erblickten sie ihren Bruder als Badediener. Sie riefen ihn zu sich, gaben sich ihm zu erkennen, und nun gingen

alle drei zur Quelle. Dort hoben sie auch den Ring des Ältesten unter dem Steine hervor und gingen dann in ihre Heimat zurück. Auf dem Wege fragten sie den Jüngsten, ob er die Äpfel gefunden habe. „Nun freilich," sprach er und holte sie hervor. Kaum hatten sie die Äpfel erblickt, so wollten sie diese auch haben und baten ihren Bruder, sie ihnen ein wenig in die Hand zu geben. Der Jüngling gab sie ihnen; aber unterdessen verabredeten die zwei ältesten, daß sie ihren jüngsten Bruder töten und die Äpfel unter sich teilen wollten.

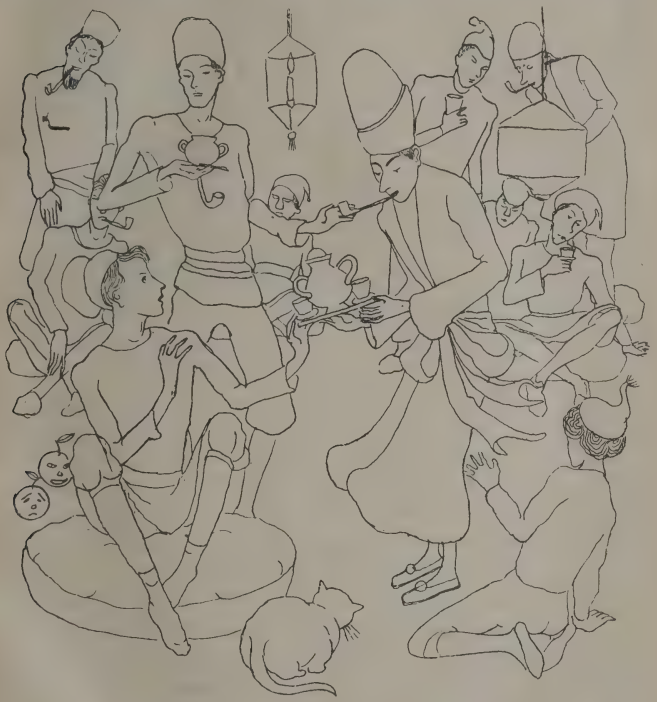
Sie kehrten in ein Kaffeehaus ein, setzten sich in den Garten nieder, um etwas zu essen, und verlangten vom Inhaber des Kaffeehauses eine Matte. Dort im Garten war ein offener Brunnen, darüber breiteten sie die Matte aus und ließen den Jüngsten, der den Brunnen nicht gesehen hatte, sich auf die Matte setzen, so daß er in den Brunnen fiel. Dann tranken sie weiter Kaffee, rauchten und gingen ihrer Heimat entgegen. Der Jüngste aber kam in dem Brunnen, in dem kein Wasser war, nicht um, sondern wurde nur ohnmächtig, als er hineinfiel.

Unterdessen gelangten die zwei älteren Brüder nach Hause, wo ihr Vater nach dem Jüngsten fragte. Sie sagten: „Wir haben den weinenden und den lachenden Apfel gefunden; unser Bruder aber ist den Weg gegangen, von dem es keine Rückkehr gibt. Wir haben ihn seitdem auch nicht mehr gesehen." Ihr Vater weinte vor Kummer.

Unterdessen kam der Jüngling im Brunnen wieder zu sich und schrie einige Male auf, damit man ihn höre. Der Kaffeesieder, der gerade um die Zeit im Garten spazierenging, hörte die Stimme aus dem Brunnen, ließ eine Leiter hinab, und man holte ihn aus dem Brunnen heraus. Der Junge erzählte ihm alles. Dann machte er sich auf den Heimweg. Er ging aber nicht in sein Vaterhaus, sondern setzte sich eine Kaldaunenhaube auf den Kopf und vermietete sich als Lehrling bei einem Verzinner.

Zeit kam, Zeit verrann; da ließ eines Tages der Padischah, dessen Tochter die Äpfel verloren hatte, einen Rosenkranz aus tausend Kügelchen anfertigen und gab diesen seinen Leuten; damit sollten sie alle Länder bereisen, und jeder sollte den Rosenkranz drehen und dabei erzählen, was ihm Besonderes im Leben

geschehen sei. Die Leute nahmen den Rosenkranz und bereisten viele Länder damit, allein niemand konnte den Rosenkranz drehen. Endlich kamen sie in das Land, in dem die drei Jünglinge wohnten. Als sie bei dem Verzinner vorübergingen, sagte der Jüngling seinem Meister, daß er den Rosenkranz drehen möchte.



Der Meister ließ dies die Männer wissen, brachte den Rosenkranz und sagte dem Jüngling, er möchte beginnen. Der Jüngling sagte: „Das will ich gerne tun. Doch nur vor dem Padischah." Der Padischah willigte ein, und man gab dem Jüngling den Rosenkranz in die Hand. Er begann all das herzusagen, was mit ihm geschehen war, und drehte zwischendurch den Rosenkranz,

und als er dazu kam zu sagen, wie ihn seine Brüder in den Brunnen warfen, hatte er gerade auch den Rosenkranz zu Ende gedreht. Als sein Vater, der Padischah, erfuhr, daß der Jüngling sein Sohn sei, stürzte er auf ihn zu, umarmte ihn und sprach seufzend und weinend: „O mein liebes Kind, daß ich von alledem, was du littest, nichts wußte!"

Die Fremden baten den Padischah, ihnen zu erlauben, daß der Jüngling mit ihnen käme. Nachdem der Padischah die zwei schlechten Brüder hatte töten lassen, ließ er seinen jüngsten Sohn fortziehen. Sie machten sich auf den Weg, und eines Tages kamen sie in die Heimat der Äpfel. Man führte den Jüngling vor den Padischah, der ihn sofort, als er ihn erblickte, liebgewann. Er bat den Jüngling, auch vor ihm den Rosenkranz zu drehen.

Auch hier erzählte der Jüngling all das, was ihm geschehen war, und als er zu Ende war, sagte der Padischah: „Nimm meine Tochter zur Frau, und mögen euch beide die Äpfel erfreuen!" Mit großer Freude willigte der Jüngling ein. Sofort hielt man Verlobung und feierte dann vierzig Tage und Nächte Hochzeit.

Der verzauberte Granatenzweig und die Weltschöne

Es war einmal ein Padischah. Als er sich eines Tages langweilte, wollte er mit seinem Wesir auf Reisen gehen. Bevor sie sich aber auf die Reise begaben, sprach der Padischah zu seinem Wesir: „O Lala, damit niemand von unserer Abreise etwas merkt, suchen wir erst einen mir ähnlichen Mann; ich setze ihn auf den Thron, und dann treten wir unsere Reise an." Da fragte der Wesir, wo er einen solchen Mann finden sollte. „Durchstreifen wir einige Tage die Stadt," sprach der Padischah; „wir werden dann schon einen finden." Nun verkleideten sie sich und begannen die Stadt zu durchsuchen.

Wie sie so gingen und gingen, kamen sie in ein Wirtshaus. Hier erblickten sie einen Betrunkenen, der das vollständige Ebenbild des Padischah war. Sie sprachen zu dem Wirt, er solle dem Mann so viel zu trinken geben, daß er vollständig betrunken würde, und ihn dann nachts auf die Straße werfen.

Um Mitternacht schickte der Schah den Wesir hin, damit er

den Mann, ohne daß dieser etwas davon merke, in einen Korb lege und ihn, ohne daß es jemand sähe, ins Serail bringe. Der Wesir ging nach dem Wirtshaus und sah, daß der Mann schon auf der Straße lag. Er packte ihn also, legte ihn in einen Korb und brachte ihn ins Serail. Der Padischah ließ ihn entkleiden, waschen, in seine Kleider stecken und in sein Bett legen; er aber machte sich mit dem Lala auf die Reise.

Als der Betrunkene am andern Morgen erwachte, sah er sich im Serail des Padischah liegen. „Was mag denn nur mit mir geschehen sein?" sprach er zu sich; „vielleicht träume ich, oder bin ich gar gestorben und ins Himmelreich gekommen?" Nachdem er so nachgedacht hatte, klatschte er in die Hände, und ein Sklave mit einem Waschbecken und einer Kanne erschien. Er wusch sich, trank Kaffee und zündete sich einen Tschibuk an. „Seltsam, ich muß Padischah geworden sein," sprach er.

Da es gerade Freitag war, kamen die Diener und fragten ihn, wo heute Gerichtstag abgehalten werden sollte.

In dem Stadtteile, wo er gewohnt hatte, war ein Gericht. Dort solle der Gerichtstag stattfinden, sprach er. Sie wunderten sich darüber, daß er gerade diesen armen Stadtteil wählte; dann aber eilten sie, um alles in Ordnung zu bringen.

Nun waren schon fünfzehn Tage vergangen, seit der Betrunkene nicht in seinem Heime gewesen war. Als seine Frau hörte, daß der Padischah in ihrem Stadtteil Gericht halte, ließ sie sich eine Bittschrift aufsetzen, die sie dem Padischah überreichte. Der Padischah las die Bittschrift und sah, daß das seine Frau hatte schreiben lassen. Es stand darin: „Padischah, ich habe einen Mann, der sich Tag und Nacht ohne Unterlaß betrinkt; es sind schon fünfzehn Tage, daß er nicht nach Hause gekommen ist und auch keine Lebensmittel geschickt hat, so daß wir dem Hungertode entgegengehen." Sofort erteilte der Padischah den Befehl, daß man das Haus dieser Frau niederreiße und neu wieder aufbaue; auch sollten ihr monatlich fünfhundert Piaster gegeben werden. Der Befehl wurde sofort ausgeführt.

Der neue Padischah hatte einige Feinde, einen Wirt, der ihn einmal betrunken auf die Straße werfen ließ, einen Fleischhauer, der ihn einmal schlug, weil er ihm das geborgte Fleisch nicht be-

zahlen wollte, und einen Gastgeber, der ihm keine Speisen verabreichen wollte. Der Padischah gab dem Wesir den Befehl, diese Leute köpfen zu lassen, was auch sofort geschah.

Indessen hatte der wirkliche Paschah mit seinem Lala schon ein großes Stück Weges zurückgelegt. Eines Tages kamen sie in ein Tal, wo sie sich niedersetzten, um ein wenig auszuruhen. In der Strömung des im Tale rauschenden Flusses fanden sie einen Apfel, den sie aßen. Da fiel dem Padischah ein, daß er das Gelübde getan hatte, nie etwas Unerlaubtes, Fremdes an sich zu nehmen. Nun konnte er doch nicht wissen, ob der Apfel, den sie gegessen hatten, verboten war oder nicht. „Es bleibt nichts anderes übrig," sagte der Padischah, „wir müssen den Eigentümer des Apfels aufsuchen und ihn nachträglich um die Erlaubnis bitten."

Sie machten sich also auf den Weg, und wie sie so gingen, sahen sie einen Landmann, der ackerte. Sie gingen zu ihm hin, begrüßten ihn und erzählten ihm die Geschichte von dem Apfel. Der Bauer zeigte ihnen einen Garten, in dem die Apfelbäume standen, von denen der Apfel herabgefallen war, und zugleich zeigte er ihnen auch das Haus, in dem der Eigentümer der Apfelbäume wohnte. Der Padischah ging mit seinem Lala dahin. Als sie an die Tür klopften, öffnete ihnen eine alte Frau, und sie erzählten ihr die Geschichte von dem Apfel. Die alte Frau sagte: „Die Apfelbäume gehören meiner Tochter; ich werde es ihr sagen." Dann ging sie und berichtete es ihrer Tochter. Das Mädchen antwortete: „Wenn er mich zur Frau nimmt, so überlasse ich ihm den Apfel!" Der Padischah dachte darüber nach, und endlich willigte er ein, das Mädchen zu heiraten. Die alte Frau sprach: „Aber du mußt wissen, daß die Füße meiner Tochter krumm sind; ihre Arme sind lahm, ihre Augen blind, und ihr Kopf ist kahl, und sie ist so häßlich, daß man ihr nicht einmal ins Gesicht sehen kann." — „Tut nichts," sprach der Padischah; „ich heirate sie doch," und er sagte seinem Lala, daß sie noch heute die Hochzeit feiern wollten; in der Frühe aber sollte er die Pferde bereithalten, damit sie weiterziehen könnten.

Als man ihm das Mädchen entgegenführte, da sah er, daß sie so schön war, wie er noch keines auf der Welt gesehen hatte. „Oh,

meine Sultanin," sprach der Padischah, „deine Mutter sagte, daß du so häßlich seiest, während du die größte Schönheit der Welt bist." Das Mädchen antwortete, daß ihre Mutter das alles nur gesagt habe, um ihn zu erschrecken. Dann wurde die Hochzeit gefeiert, und am Tage darauf kam, wie verabredet, der Wesir reisefertig mit den Pferden. Der Padischah aber sagte, er wolle noch fünf Tage dableiben. Ja, er blieb sogar vierzig Tage bei seiner Frau; am einundvierzigsten aber sprach er zu ihr: „Oh, meine Sultanin, länger kann ich nun doch nicht dableiben; ich muß fort. Wenn du aber einmal einen Sohn zur Welt bringst und er ist herangewachsen, so binde ihm dieses Amulett an den Arm und schicke ihn in mein Land mit dem Auftrage, daß er Unheilvoll und Taugenichts aufsuche." Der Padischah hatte nämlich, als er seinen Palast verließ, den Namen Unheilvoll, sein Wesir hingegen den Namen Taugenichts angenommen. Dann bestiegen beide ihre Pferde und ritten fort.

Als sie so auf dem Wege trabten, begegneten sie dem Landmann; auch von ihm verabschiedeten sie sich und begaben sich auf den Heimweg. Als der Padischah in sein Serail gekommen war, ließ er den Betrunkenen, während er schlief, wieder in einen Korb legen und vor dem Wirtshaus niederlegen. Als der Mann erwachte, sah er sich auf der Straße. „Vielleicht träume ich," dachte er und schloß wieder die Augen. Dann klatschte er in die Hände, und der Wirt fragte: „Wer ist da?" Der Betrunkene schrie: „Spaße nicht mit mir; sonst laß ich dich sofort hängen! Öffne die Tür; ich bin der Padischah!" Der Wirt öffnete und sah, daß das der alte Trunkenbold war, und natürlich stieß er ihn von der Tür fort. „Spitzbube! Weißt du denn nicht, daß ich der Padischah bin? Ich werde dich hängen lassen!" schrie der Mann nochmals. Der Wirt aber ergriff einen Stock und prügelte ihn so lange, bis er ganz wild wurde, und dann schleppte man ihn, da man glaubte, er sei verrückt, ins Irrenhaus.

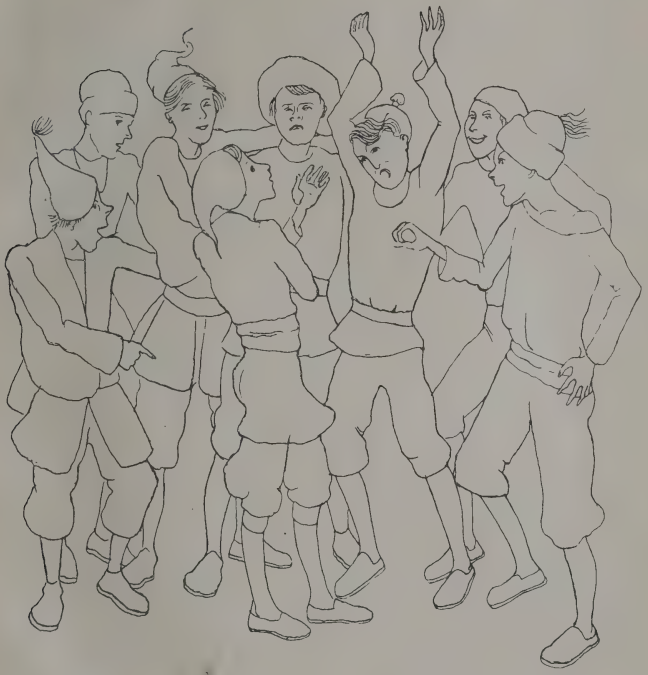
Unterdessen sprach der Padischah zu seinem Wesir: „O Lala, wir haben den Mann holen lassen und wieder hinausgeworfen; das ist nicht recht von uns. Schau nach ihm, was mit ihm geschehen ist." Der Wesir ging zum Wirt und erfuhr, daß man den besoffenen Verrückten ins Irrenhaus gesteckt hatte. Der Wesir

eilte ins Irrenhaus, wo der Mann noch immer schrie, er sei der Padischah. Der Wesir sagte ihm nun, er solle sich nicht mehr für den Padischah ausgeben, sonst werde man ihn umbringen. Der Mann kam endlich zur Besinnung, ging zum Irrenhausaufseher und sprach zu ihm: „Verzeih, ich war betrunken; aber ich bin kein Padischah." Als man merkte, daß er wieder bei Verstand war, ließ man ihn frei. Er eilte nun schnurstracks nach Hause. Allein kaum hatte ihn seine Frau erblickt, so schrie sie ihn an: „Geh mir aus den Augen, du Betrunkener! Wo warst du bis jetzt? Hast du vielleicht gehört, daß mir der Padischah ein Haus bauen ließ und ein Monatsgehalt ausgesetzt hat? Nun kommst du zurück, daß auch du deinen Anteil daran hast!" Und die Frau wollte ihren Mann nicht einlassen. Allein der Wesir hatte dort ebenfalls Umschau gehalten, und als er die Frau so reden hörte, ging er hin und sprach zu ihr: „Laß deinen Mann herein; sonst verlierst du alles!" Die Frau erschrak und ließ ihren Mann ein.

Während sie nun in Frieden lebten und alles wieder war, wie es gewesen, bekam die Frau, die Eigentümerin der Apfelbäume, einen Knaben. Sie erzog das Kind, bis es sein vierzehntes Lebensjahr erreicht hatte. Da spielte der Knabe eines Tages mit seinen Gefährten. Sie gerieten in Streit und schimpften ihn einen Vaterlosen. Der Knabe lief zu seiner Mutter und fragte sie, wer eigentlich sein Vater wäre. Die Mutter antwortete: „Das weiß ich selbst nicht. Dein Vater lebte vierzig Tage mit mir und ging dann fort." — „Ließ er mir gar nichts zurück?" fragte der Knabe. „Ein Amulett ließ er da," antwortete die Mutter; „wenn du groß geworden bist, geh in seine Heimat, suche Unheilvoll und Taugenichts auf, und du wirst ihn finden." Als dies der Jüngling hörte, nahm er das Amulett und machte sich sofort damit auf den Weg.

Als er so ging und ging, begegnete er jenem Ackermann. Er ruhte sich ein wenig aus, und während des Gespräches sagte ihm der Ackermann, daß sein Vater sein Freund sei und daß er nicht allein gehen dürfe, sondern auch seinen Sohn mit sich nehmen sollte. Der Jüngling willigte ein und machte sich mit dem Sohne des Landmannes auf den Weg. Auf dem Wege wurden sie durstig und kamen an einen Brunnen. Der Sohn des Ackermannes sprach zu ihm: „Ich werde dich in den Brunnen hinunterlassen, damit

du trinkst; dann läßt du mich hinunter, damit ich trinke." Der Knabe willigte ein, ließ sich in den Brunnen hinunter, und nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, rief er: „Zieh mich hinauf!" Der Sohn des Landmannes aber sprach: „Wenn du mir schwörst, daß ich der Sohn des Unheilvoll sein soll, du aber der Sohn des



Ackermannes, und mir noch schwörst, daß du mich nicht verrätst, bis du gestorben und wieder auferstanden bist, so will ich dich heraufziehen." Der Jüngling leistete den Schwur und ließ sich hinaufziehen. Dann setzten sie ihren Weg fort. Sie gelangten in die Stadt des Padischahs und begannen Unheilvoll und Taugenichts zu suchen. Der Padischah erfuhr die Sache und ließ sie in

das Serail holen. Als er sie fragte, wer von ihnen sein Sohn sei, zeigte sein rechter Sohn auf den Sohn des Ackermannes und gab sich selbst für den Sohn des Landmannes aus. Der Padischah aber schaute ihm ins Antlitz, und sein Blick blieb lange an ihm haften. Dann schickte er den Knaben in das Frauenhaus; seinen eigenen Sohn aber, der sich für den Sohn des Landmannes ausgab, teilte er als Diener seinem Hofe zu.

Nicht lange Zeit verging, da erschien dem falschen Prinzen im Traum ein Derwisch, der ihm die weltschöne Sultanstochter zeigte. Von da an war der Prinz wie bezaubert. Es schmeckte ihm weder Speise noch Trank, er hatte weder Schlaf noch Ruhe, er ward bleich und welk, und eines Tages sprach er zu seinem Vater: „Mein Vater, ich möchte die weltschöne Sultanstochter, die mir im Traume erschienen ist, heiraten." Der Padischah erschrak bei der Rede seines Sohnes und sprach: „Es ist gefährlich, nur an sie zu denken; denn sie bringt den Tod." — „Ich will auch nicht selber hingehen," sagte der Prinz. „Schicke den Sohn des Landmannes hin, damit er sie mir holt!"

Sofort ließ der Padischah den Bauernsohn holen und trug ihm auf, die weltschöne Sultanstochter herbeizuholen.

Der Junge willigte ein, und am nächsten Tage machte er sich auf den Weg. Über Berg und Tal, über Ebenen und Schluchten hinweg ging er, die weltberühmte Schöne aufzusuchen. Als er so seiner Wege ging, gelangte er an ein Meeresufer; dort wälzte sich ein kleines Fischlein im Sande und flehte: „Wirf mich zurück ins Meer!" Der Jüngling erbarmte sich des Fisches und warf ihn ins Wasser zurück, und der Fisch gab ihm drei Schuppen mit den Worten: „Wenn du in Bedrängnis gerätst, so verbrenne die Schuppen!" Der Junge ging seines Weges weiter, und als er in eine große Ebene kam, traf er eine lahme Ameise. Das Tier bat ihn: „Hilf mir rasch; man feiert eine Hochzeit, und ich kann sonst meine Gefährten nicht erreichen." Der Prinz hob die Ameise auf und trug sie zu ihren Gefährten. Sie gab ihm ein Stück von ihrem Flügel und sagte: „Wenn du in Bedrängnis gerätst, so verbrenne dieses Flügelstück!"

Voll Kummer und Leid setzte er seinen Weg fort und gelangte in einen großen Wald, wo ein kleiner Vogel mit einer großen

Schlange kämpfte. Das Vöglein bat den Jüngling: „Hilf mir!“ und er hieb die Schlange mit einem Schwertschlag entzwei. Das Vöglein gab ihm drei Federn und sagte: „Wenn du in große Bedrängnis gerätst, so verbrenne diese Federn!“

Abermals griff er zum Wanderstabe, und über Berge und Meere gelangte er in eine große Stadt. Das war das Reich der Weltschönen. Er ging schnurstracks zum Palaste des Padischahs und verlangte im Namen Allahs seine Tochter zur Frau.

„Ja, aber vorher mußt du erst drei Arbeiten verrichten,“ sagte der Padischah; „dann kannst du den Wunsch meiner Tochter selbst mitteilen.“ Und der Padischah nahm einen Ring, warf ihn ins Meer und sagte dem Prinzen, wenn er ihm den Ring nicht binnen drei Tagen einhändige, so müsse er sein Leben dafür lassen. Der Prinz dachte hin und her, da fielen ihm die drei Fischschuppen ein, und als er sie verbrannte, erschien der Fisch und sagte: „Was befiehlst du, mein Sultan?“ — „Der Ring der Weltschönen fiel ins Meer; such' ihn mir!“ Der Fisch suchte nun den Ring, fand ihn aber nicht; er tauchte zum zweitenmal hinab, fand ihn aber wieder nicht; er tauchte zum drittenmal bis zum siebenten Meer hinab und brachte endlich einen Fisch herauf, den schlitzten sie auf, und in seinem Bauche fanden sie den Ring. Er gab ihn dem Padischah, und dieser gab ihn seiner Tochter.

In der Nähe des Palastes fand sich eine Höhle, gefüllt mit Asche und Hirse. „Die zweite Arbeit ist,“ sagte der Padischah, „daß du die Hirse aus der Asche auswählst.“ Der Prinz ging in die Höhle und verbrannte den Ameisenflügel. Da kamen alle Ameisen der Erde und nahmen die Arbeit in Angriff. Noch am selben Tage ward die Arbeit vollendet, und abends rief er den Padischah herbei, um ihm zu zeigen, daß auch das zweite Werk vollbracht sei.

„Noch eine dritte Arbeit sollst du verrichten,“ sagte der Padischah; „dann führe ich dich zu meiner Tochter.“ Er ließ eine Dienerin herbeirufen, spaltete ihr den Kopf und sprach dann zum Jüngling: „So soll dein Kopf gespalten werden, wenn du die Magd nicht wieder lebendig machen kannst.“ Der Jüngling verließ den Palast und dachte: „Vielleicht können die drei Vogelfedern mir helfen.“ Er nahm sie also hervor und verbrannte sie; da erschien

das Vöglein, und der Prinz teilte ihm die aufgetragene Arbeit mit. Der Vogel flog durch die Luft bis in den Paradiesgarten und kehrte bald mit einem wassergefüllten Napf zurück. „Hier ist das Wasser des Paradieses; zu neuem Leben wird davon die Tote erwachen." Der Prinz ging nun in den Palast zurück, und kaum hatte er den Kopf der Magd mit dem Wasser eingerieben, so erwachte sie, als ob sie nie tot gewesen wäre.

Auch die Weltschöne hatte davon Kunde erhalten, und man führte nun den Prinzen zu ihr. Die Jungfrau wohnte in einem kleinen Marmorkiosk; vor dem Kiosk*) befand sich ein goldenes Wasserbecken, in das von vier Seiten Wasser hineinrieselte. Der Hof des Kioskes war ein großer Garten, voller Bäume, Blumen und singender Vogelscharen. Der Jüngling fühlte sich in dem Garten, als ob er vor der Pforte des Himmelreiches stünde. Da öffnete sich plötzlich die Pforte des Kioskes, und der Garten ward so hell von Licht, daß die Augen des Prinzen fast geblendet wurden. Die Weltschöne war in der Pforte erschienen, und der lichte Glanz war die Röte ihrer Wangen. Sie trat zum Prinzen. „O Prinz," begann die Maid, „du bist Schah Sulejmans Sohn; du kannst mir helfen! Dort im Garten des Reh-Dew singt ein Granatenzweig; wenn du mir den bringen kannst, so will ich deine Frau sein!"

Der Jüngling ging also weit weg; monatelang wanderte er über Berg und Tal. „Oh, mein Schöpfer, zeig' mir den rechten Weg!" seufzte er oft und gelangte endlich an den Fuß eines Berges. Da hörte er einen Lärm, als ob der Jüngste Tag angebrochen wäre; es erzitterten davon Steine und Berge. Der Jüngling wußte nicht, ob dies Feinde oder Freunde, Menschen oder Geister seien. Er schritt vorwärts; der Lärm wurde immer stärker, und Staub und Rauch erhoben sich. Nun wußte er nicht, in welcher Richtung er weitergehen sollte; denn er konnte ja nicht wissen, daß sich in einer Entfernung von sechs Monaten der kleine Garten des Reh-Dew befand und daß der große Lärm vom Tor des Gartens und von dem Schutzgeist des Dews herkam.

Er ging geradeaus weiter und bemerkte das Tor des kleineren Gartens; davor standen die kreischenden Schutzgeister und da-

*) Häuschen.

neben auch der Torwächter. Er ging zu ihnen und erzählte seine Not. „Wie, hast du dich vor dem großen Lärm nicht erschreckt?“ sagte der Torwächter. „Die vielen Schutzgeister waren deinethalben unruhig; selbst mich haben sie erschreckt.“ Der Prinz erkundigte sich nach dem Granatenzweig. „Oh, es ist sehr schwierig ihn zu erlangen,“ sagte der Wächter; „wenn du dich aber nicht fürchtest, so kannst du ihn vielleicht bekommen. Höre: nach einem drei Monate langen Wege gelangst du wieder an einen solchen Ort mit Schutzgeistern; auch dort befindet sich ein Garten, dessen Wächter ist meine Mutter. Aber komm ihr nicht zu nahe; warte, bis sie sich dir nähert! Überbringe ihr meinen Gruß; aber deine Angelegenheit erzähle ihr erst dann, wenn sie dich danach fragt.“ Der Jüngling ging in der angezeigten Richtung vorwärts, und nach drei Monaten hörte er einen noch viel stärkeren Lärm. Hier war also der größere Garten des Reh-Dew, und der große Lärm kam von seinen Schutzgeistern her. Der Jüngling zog sich hinter einen Felsen zurück und erblickte nach einer Weile eine menschliche Gestalt. Als er sich ihr näherte, sah er, daß es ein altes Mütterchen von ungefähr dreimal dreißig Jahren war. Ihr Haar war schneeweiß, ihre Augenlider rot, ihre Augenbrauen zwei Pfeile, in ihren Augen glänzte ein Höllenfeuer, ihre Fingernägel waren zwei Ellen lang, ihre Brüste glichen zwei großen Schläuchen, ihre Zähne aber waren wie große Grabschaufeln, ihre Lippen waren Backtrögen gleich, und auf ihren Stab gestützt, schnupperte sie in der Luft herum, nieste auf Schritt und Tritt, fauchte und hüstelte. „O weh! O weh!“ keuchte sie, mit ihren Schuhen klappernd. Dies war die Mutter vom Wächter des kleinen Gartens, die Wächterin des größeren Gartens.

Sie trat an den Jüngling heran und fragte ihn, was er in dieser Gegend suche. Der Prinz überbrachte ihr den Gruß ihres Sohnes. „Ei, der Taugenichts,“ keuchte die Alte, „also auch ihm bist du begegnet? Wußte mein schlimmer Sohn, daß ich mich deiner erbarmen werde, und hat er dich deshalb zu mir geschickt? Nun, komm schnell, damit ich mit dir fertig werde.“ Damit packte sie den Prinzen und schüttelte ihn.

Der Prinz wußte nicht, was mit ihm geschehen sollte; er sah bloß, daß er sich auf dem Rücken von irgendeinem Geschöpf be-

fand. Es hatte weder Augen noch Ohren, war zusammengeschrumpft wie eine Kröte und eilte mit ihm von dannen. Wenn er es betrachtete, so schien es ihm klein wie ein Insekt; aber es machte so große Schritte, daß es meerbreite Strecken mit einem Satze übersprang. Plötzlich setzte es ihn ab und sprach zu ihm: „Was du immer auch hörst, was immer du auch siehst, hüte dich, etwas zu reden; sonst bist du verloren!" Hierauf verschwand es.

Wie traumbefangen sah nun der Prinz rauschende Gewässer und einen endlosen Garten, dann Bäume, Blumen und Früchte, die es sonst in der Welt nirgends zu sehen gab. Überall Vogelsang, Nachtigallenschlag, als ob selbst die Luft aus Liedern bestünde. Der Jüngling blickte ringsherum, trat in den Garten und vernahm ein herzergreifendes, weinendes Klagen. Da fiel ihm der Granatenzweig ein. Und richtig, in der Mitte des Gartens stand ein kleiner Blumenpalast, an dem gleich Lampen viele Granaten hingen. Er pflückte sich einen Zweig, und ein schrecklicher Jammer wurde hörbar: „Menschenkind strebt nach unserm Leben, Menschenkind tötet uns!" Der Prinz konnte kaum aus dem Garten entkommen.

„Eile, laufe!" rief ihm das beim Tor auf ihn wartende Geschöpf entgegen, nahm ihn auf den Rücken, und mit einigen Sprüngen waren sie jenseits des Meeres. Erst jetzt betrachtete der Jüngling den Granatenzweig. Es waren fünfzig Granatäpfel daran, jeder sang ein anderes Lied; es war, als ob die Musik der ganzen Welt sich hier vereinigt hätte. Dann gelangten sie zum Mütterchen, zur dreimal dreißig Jahre alten Frau.

„Behüte den Granatzweig gut," sagte das Mütterchen; „laß ihn nie allein! Wenn du eine ganze Nacht hindurch mit deiner Braut ihm zuhören kannst, so werden dich die Äpfel lieben. Dann brauchst du dich vor nichts mehr zu fürchten; denn sie beschützen dich in jeder Bedrängnis." Vom Mütterchen ging er zum Sohne, der ihm die Worte seiner Mutter nochmals ans Herz legte. Dann machte er sich auf den Weg zur weltberühmten Schönheit.

Sehnsüchtig erwartete ihn die Jungfrau; denn sie hatte den kühnen Prinzen liebgewonnen, und sie fürchtete, daß dem Jüngling ihrethalben ein Unfall zugestoßen sei. Aber plötzlich vernahm man Musik, die verschiedensten Töne, die schönsten Lieder-

weisen der fünfzig Granatäpfel. Die Jungfrau eilte dem Prinzen entgegen, und der Granatzweig tönte so lieblich, daß es nichts Schöneres auf Erden gab. Vierzig Tage und vierzig Nächte dauerte ihre Hochzeit; am einundvierzigsten hörten der Prinz und die Weltschöne zusammen den Granatäpfeln zu.

Alle Nächte hindurch hatte aber der Prinz sein Schwert neben sich und dem Mädchen liegen lassen, und als die Jungfrau fragte, warum er das täte, sprach der Jüngling: „So wie du habe auch ich Vater und Mutter. Hier haben wir unsere Hochzeit schon gehalten; wir wollen jetzt zu meinen Eltern gehen und sie auch dort feiern." Dies wurde dem Padischah berichtet, der seine Einwilligung dazu gab, und beide machten sich auf den Weg.

Eines Tages kamen sie in der Stadt des Jünglings an. Der Jüngling ging zum Padischah und meldete ihm, daß er die Weltschöne gebracht hätte. Der Padischah beschenkte den Sohn des Landmannes, lobte ihn und traf Vorbereitungen zur Hochzeit. Das Mädchen bemerkte erst jetzt, daß nicht der, der sie brachte, ihr Bräutigam war. Und als sie so nebeneinander saßen, da sprach der falsche Prinz zu ihr: „Sage doch etwas!" Sie erhob sich und schlug ihm ins Gesicht. Weinend lief der Jüngling zum Padischah. Dieser ging zur Jungfrau und zog sie zur Rechenschaft.

Das Mädchen sagte: „Ich will den Prinzen so lange nicht, bis er den Sohn des Landmannes hat töten lassen." Denn dieser hatte ihr erzählt, ein schweres Geheimnis laste auf ihm und ein Schwur bände ihn, es erst nach seinem Tode preiszugeben. Da ließ der Padischah den Jungen zu sich rufen und ließ ihm den Kopf abschlagen. Nun holte das Mädchen das Paradieswasser hervor, das der Jüngling mitgebracht hatte, bestrich ihm damit den Kopf, setzte ihn wieder auf den Rumpf und siehe da, er erwachte zu neuem Leben.

„Nun bist du gestorben und wieder auferstanden," sprach zu ihm die Weltschöne; „dein Wort hast du eingelöst. Du darfst jetzt alles sagen, was mit dir geschehen ist." Da erzählte der Jüngling, wie er seine Mutter verlassen und den Sohn des Ackermannes angetroffen hätte, und er erzählte die Geschichte mit dem Brunnen und alles, was ihm auf dem Wege zugestoßen war. Er zeigte dem Padischah auch das Amulett, das er von seiner Mutter erhalten hatte.

Als sich der Padischah überzeugt hatte, daß dieser sein eigentlicher Sohn war und nicht der andere, umarmte und küßte er ihn und konnte sich kaum satt an ihm sehen. Den Sohn des Bauern ließ er hinrichten; die Mutter seines Sohnes hingegen ließ er holen, und sie feierten noch einmal ihre Hochzeit, er mit seiner Frau, sein Sohn mit der Weltschönen.

Der Schlangengeist und der Zauberspiegel

Es waren einmal ein armer Holzfäller und sein Sohn. Der arme Mann wurde eines Tages krank und sprach zu seinem Sohne: „Wenn ich sterbe, so setze mein Handwerk fort und geh jeden Tag hinaus in den Wald. Du kannst jeden Baum fällen, welchen du willst; nur den einen Zypressenbaum, der sich am Waldrand befindet, den schone!" Nach einigen Tagen starb er und wurde beerdigt.

Der Jüngling ging jeden Tag in den Wald, fällte Bäume, verkaufte sie, und nur den einen Zypressenbaum schonte er. Aber eines Tages kam er in die Nähe dieses Baumes und dachte: „Was für eine Bewandtnis hat es mit dem Baume, daß ich ihn nicht anrühren darf?" Er besah sich ihn lange; dann ergriff er sein Beil und versuchte den Baum doch zu fällen. Aber auf einmal begann der Baum davonzulaufen. Der Holzfäller bestieg seinen Esel und trabte dem Baume nach; aber er konnte ihn nicht erreichen, und es ward Abend. Da band er seinen Esel an einen Baum; er selbst stieg hinauf und wartete den Morgen ab.

Am nächsten Tage stieg er von dem Baume herab und sah, daß von seinem Esel nur noch die Knochen übrig waren. „Nun muß ich zu Fuß gehen," sagte der Holzfäller; aber es war, als hätte der Zypressenbaum Füße, so schnell lief er, und der Mann lief dem Zypressenbaume weiter nach. „Den Baum muß ich bekommen," dachte er.

Den ganzen Tag verfolgte er ihn, konnte ihn aber nicht erreichen. Auch am dritten Tage nahm er sein Beil zur Hand; aber als er dem Baume nachlaufen wollte, standen plötzlich eine Schlange und ein Elefant vor ihm, die miteinander kämpften. Die Schlange verschlang den Elefanten, aber seine großen Zähne

blieben ihr im Rachen stecken, und als der Jüngling die beiden Tiere erblickte, baten sie ihn, er möge ihnen helfen. Der Elefant versprach ihm alles mögliche, wenn er die Schlange töte. „Nur den Zahn brich nicht ab," sagte die Schlange; „die Arbeit ist leichter, der Lohn dafür größer." Der Jüngling ließ sich überreden, der Schlange zu helfen, und hieb mit dem Beile den Zahn des Elefanten ab. Die Schlange bedankte sich bei ihm. „Komm mit mir," sagte sie, „damit ich dir den versprochenen Lohn gebe." Bei einer Quelle blieb die Schlange stehen und sprach zu dem Jüngling: „Warte hier, bis ich mich bade, und was immer geschieht, so erschrick nicht!" Kaum war die Schlange in das Wasser geschlüpft, so entstand ein furchtbarer Orkan; Blitz auf Blitz, Donner auf Donner folgte. Als es wieder ruhig geworden war, stieg ein Mensch aus der Quelle, mit dem er weiterreiste.

Sie zogen lange umher, und als sie sich der Heimat näherten, sprach der Schlangenmensch zu dem Jüngling: „Bald erreichen wir das Haus meiner Mutter. Wenn sich die Pforte öffnet, so nenne ich dich Bruder und rufe dich ins Haus. Man wird dir Kaffee geben, aber nimm ihn nicht an; man wird dir Speisen geben, aber rühr' sie nicht an; ein kleiner Spiegel befindet sich neben dem Tore, den verlange von meiner Mutter!"

Sie erreichten das Haus, und als der Schlangenmensch an die Tür klopfte, öffnete seine Mutter. „Komm, Bruder," rief er dem Jüngling zu. „Wer ist dein Bruder?" fragte ihn seine Mutter. „Der, welcher mir das Leben gerettet hat," sagte der Jüngling und erzählte seiner Mutter das Ereignis. Sie traten nun ins Haus. Die Frau brachte dem Jüngling Kaffee; aber er nahm nichts an. „Ich habe Eile," sagte der Jüngling; „ich kann nicht lange hier verweilen." — „Raste wenigstens," meinte die Frau; „einen Gast können wir nicht ohne irgendeine Aufmerksamkeit entlassen." — „Ich brauche nichts; aber neben dem Tor ist ein Spiegel; wenn du mir den gibst, so nehme ich ihn an," sagte der Jüngling. Die Frau wollte ihm den Spiegel nicht geben; aber ihr Sohn wurde zornig, und so gab sie ihn doch fort.

Der Jüngling zog nun mit dem Spiegel von dannen und besah ihn von allen Seiten. „Was mir der wohl für Nutzen bringen soll," dachte er; aber als er ihn herumdrehte und hineinschaute, stand

plötzlich ein arabischer Geist vor ihm. Seine eine Lippe hing am Himmel, die andere auf der Erde. Der arme Jüngling erschrak so gewaltig, daß er beinahe davongelaufen wäre; aber der Geist sprach: „Was befiehlst du, mein Sultan?" Er wagte kaum zu sagen, daß er Speisen wünsche. Im Nu befanden sich vor ihm herrliche Speisen, wie er solche bei seinem Vater Holzfäller nie gesehen hatte.

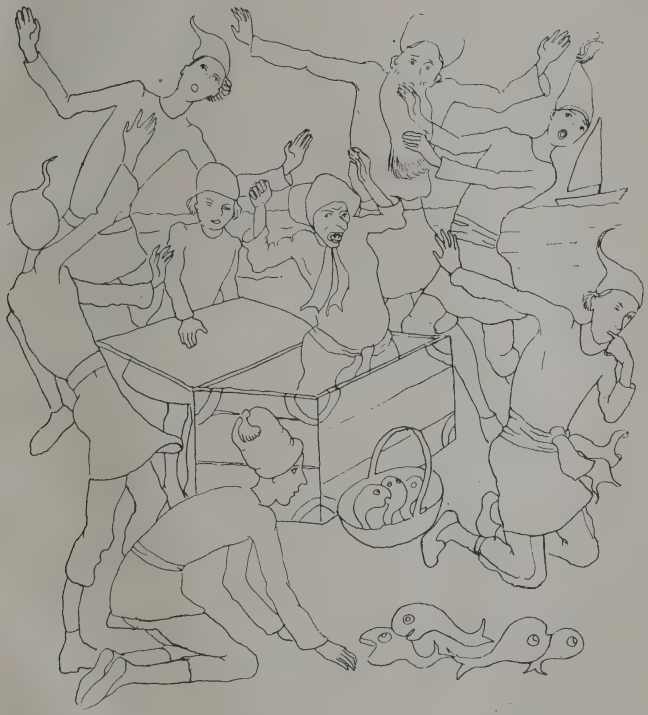
Der Jüngling ward nun neugierig, und als er wieder in den Spiegel blickte, stand wiederum der Geist vor ihm. „Was befiehlst du, mein Sultan?" fragte er. In der Eile stotterte der Jüngling etwas von einem Palaste. Sogleich erhob sich ein so schöner Palast vor ihm, daß selbst der des Padischahs nicht schöner sein konnte. „Trag ihn weg!" befahl der Jüngling vor Schreck, und der Palast verschwand. Der Jüngling freute sich sehr über seinen Spiegel und dachte an nichts anderes mehr als an das, was er sich wünschen sollte.

Da fiel ihm die schöne Sultanstochter ein, und im nächsten Augenblick sah er schon in den Spiegel und wünschte sich von dem großlippigen Geist einen schönen Palast mit der weltschönen Tochter des Sultans darin, und er selbst wollte neben ihr sitzen. Er blickte kaum auf, da saß er schon in einem schönen Palaste an der Seite der Sultanstochter. Sie herzten und küßten sich und lebten glückselig in die Welt hinein.

Inzwischen erfuhr der Sultan, daß seine Tochter aus dem Palaste entschwunden war. Er ließ das ganze Land durchsuchen, schickte überall Boten hin; aber vergeblich war die Mühe, die Maid wurde nicht gefunden. Da kam eine alte Frau zum Sultan und sagte, er möchte eine Kiste machen lassen; aber sie müßte inwendig verzinnt sein, denn sie wollte sich hineinsetzen und dann ins Meer stürzen; dann würde sie die Sultanstochter finden, wenn nicht hier, so doch jenseits des Meeres.

Die große Kiste wurde hergestellt, die alte Frau hineingesetzt, ihr für einige Tage Lebensmittel mitgegeben und dann alles zusammen ins Meer geworfen. Von Woge zu Woge trieb die Kiste, bis sie endlich zu der Stadt gelangte, wo die Sultanstochter mit dem Jüngling zusammen in dem schönen Palaste lebte.

Die Fischer standen am Meeresufer und erblickten die Kiste draußen auf dem Meere. Mit Angeln und Seilen zogen sie dieselbe ans Ufer, und als sie geöffnet wurde, kroch eine alte Frau heraus. Man fragte sie, wie sie hierher gelangt sei. „Oh, daß das Auge meines Feindes erblinde!" begann die Alte ihre Klagen.



„Das habe ich nicht verdient!" Und sie weinte, daß alle Leute ihren Worten Glauben schenkten. „Wo ist der Bey eurer Stadt? Vielleicht erbarmt er sich meiner und nimmt mich in sein Haus auf." Man zeigte ihr den Palast und ermutigte sie, hineinzugehen.

Die Alte ging zum Palast und klopfte ans Tor. „Was willst du?" rief ihr die Sultanstochter von oben zu. Die Alte erkannte

sofort die Maid und flehte: „Gib mir doch einen Dienst!" — „Abends kommt mein Mann heim," sagte die Maid, „da will ich ihn fragen." Ihr Mann erlaubte es ihr, die Alte ins Haus aufzunehmen, und am nächsten Tage wartete sie schon als Dienerin auf. Die Frau befand sich einen Tag, zwei Tage, eine Woche, zwei Wochen im Palaste, und sie sah nie einen Koch oder einen Diener, obwohl Speisen in Fülle vorhanden waren und überall die größte Reinlichkeit herrschte. Da ging die Alte hinauf zur Maid und fragte sie, ob sie sich denn nicht langweile. „Wenn du es erlaubst, so würde ich die Zeit bei dir zubringen; vielleicht wäre das besser!" sagte die Alte. „Ich werde meinen Gatten fragen!" sagte die Maid. Der Jüngling hatte nichts dagegen, und so gelangte die Alte hinauf ins Gemach der Maid, um ihr die Zeit zu vertreiben. Eines Tages fragte sie die Maid: „Woher nehmt ihr die Speisen, und wer im Hause bedient euch?" Die Maid wußte nichts von dem Spiegel und konnte daher der Alten nicht darauf antworten. „Du mußt deinen Mann fragen," sagte die Alte, und kaum kehrte der Jüngling heim, so bat die Maid ihn so lange, bis er ihr den Spiegel zeigte.

Nun, dies wollte die alte Frau. Ein, zwei Tage vergingen; am dritten aber sagte sie zu der Maid: „Du mußt das Spieglein haben; damit können wir uns schön die Zeit vertreiben."

Sie verlangte also von ihrem Gatten den Spiegel und erhielt ihn auch. Die alte Frau hatte unterdessen nicht geruht. Sie erfuhr auch den Ort, wo die Maid den Spiegel aufbewahrte, und sie stahl ihn von dort, und als sie in den Spiegel blickte, erschien vor ihr der Geist. „Was ist dein Befehl?" fragte er die Alte. „Führe mich und die Maid in den Palast ihres Vaters!" so lautete ihr erster Befehl. Dann ließ sie den Palast des Jünglings einäschern, und als nun des Holzfällers Sohn heimkehrte, da wärmte sich nur die Katze in der Asche des Palastes. Einige Speisen hatte sie noch bei sich, die hatte ihr die Sultanstochter hingeworfen. Der Jüngling steckte die Speisenüberreste in einen Sack und machte sich auf den Weg, um seine Gattin aufzusuchen.

Er wanderte so lange, bis er endlich in seine Heimat und in die Stadt seiner Gattin gelangte. Er ging zum Palast und bat den Koch, daß er ihn bei sich in die Küche aufnehmen möge. Dieser

tat es auch, und nach einigen Tagen erfuhr der Jüngling von den Palastleuten, daß die Sultanstochter heimgekehrt war.

Eines Tages fühlte sich der Koch unwohl, und der Jüngling sagte, er möge sich nur ausruhen und ihn kochen lassen. Der Koch willigte ein und sagte ihm, was und wie er kochen müßte. Der Jüngling machte sich ans Kochen, und als man die Speisen auftrug, legte er jene Speisenüberreste, die er einst bei der Asche seines Palastes gefunden hatte, auf den Teller der Maid. Kaum hatte diese das erblickt, so ahnte sie, daß ihr Gemahl sich in der Nähe befinde. Sie ließ den Koch herbeirufen und fragte ihn, wer bei ihm in der Küche koche. Anfangs leugnete dieser, daß noch ein Mensch dort sei; aber schließlich gestand er, daß sich ein armer Jüngling bei ihm befinde. Die Maid eilte nun zu ihrem Vater und teilte ihm mit, daß sich ein armer Junge in der Küche befinde, der den Kaffee so vorzüglich bereite, daß sie ihn gern zu ihrem Kaffeesieder haben möchte. Von diesem Tage an mußte ihr der Jüngling den Kaffee kochen und zu ihr hinauftragen. Als sie sich wiedersahen, war ihre Freude groß. Sie erzählte dem Gatten, wer den Spiegel gestohlen hätte, und sie berieten, auf welche Weise sie ihn wiedererlangen könnten.

Die Alte aber erkannte den Jüngling, blickte in den Spiegel und wünschte schnell von dem Geiste: „Trag ihn in die Asche seines alten Palastes zurück!" Seine Katze kauerte noch immer in der Asche. Weil sie hungrig war, fing sie sich so viel Mäuse, daß der Mäusekönig kaum noch Soldaten hatte. Er grämte sich darüber gar sehr; aber seine Leute wagten nicht, gegen die Katze aufzutreten.

Eines Tages erblickte er den Jüngling, lief zu ihm und sagte: „Hilf mir; denn in kurzer Zeit geht mein Reich zugrunde!" — „Ich möchte dir wohl helfen," sagte der Jüngling; „aber ich habe selbst Elend genug am Halse." — „Was quält dich?" fragte ihn der Herr der Mäuse. Der Jüngling erzählte ihm nun die Geschichte von dem Spiegel, den die Alte ihm gestohlen hatte. „Da läßt sich helfen," sagte der Mäusekönig und rief sogleich alle Mäuse der Welt zusammen. Er fragte sie, wer von ihnen in dem Palaste wohne und wer die alte Frau und den Spiegel kenne. Eine lahme Maus hinkte heran, küßte die Erde vor dem König und sagte:

„Ich hole mir Speisen aus dem Küchenschranke der Alten. Ich habe auch das Spiegelstückchen gesehen; die Alte versteckt es jeden Abend unter ihr Polster."

Der Mäusekönig befahl ihr sogleich, den Spiegel zu stehlen. Sie verlangte zwei Mäuse zur Begleitung; dann setzte sie sich auf den Rücken der einen Maus, und so eilten sie zu der alten Frau. Es war bereits Abend, als sie dort anlangten; die Alte nachtmahlte gemütlich. „Wir kommen gerade zur rechten Zeit," sagte die lahme Maus; „auch für uns wird etwas von den Speisen abfallen!" Sie schlichen sich in die Stube, sättigten sich und warteten auf die Nacht, und als die alte Frau sich niederlegte, warteten die drei Mäuse, bis sie eingeschlafen war. Kaum lag sie im Schlaf, so kroch die lahme Maus hinauf ins Bett zu der Alten und wedelte ihr mit dem Schweif an der Nase herum. „Heppsi, heppsi!" nieste die Frau so gewaltig, daß ihr Kopf beinahe vom Rumpfe sprang. „Heppsi, heppsi!" Die beiden anderen Mäuse lauerten schon darauf und zogen den Spiegel unter dem Polster hervor, hoben die Lahme auf ihren Rücken und eilten von dannen.

Der Jüngling freute sich sehr über den Spiegel, nahm die Katze mit sich, damit sie unter den Mäusen keinen Schaden mehr anrichte, und zog davon. Bald nahm er den Spiegel hervor und blickte hinein. „Was befiehlst du, mein Sultan?" — der Geist stand vor ihm. Der Jüngling verlangt goldene Kleider und ein großes Soldatenheer. Er blickte um sich. Vor ihm lagen die schönen Kleider, er zog sie an; vor ihm stand ein schönes Roß, er bestieg es; ihm folgte ein großes Heer nach, und also zog er in seine Stadt. Als er dort anlangte, blieb er vor dem Palaste stehen und ließ ihn von seinen Soldaten umringen. Ei, wie erschrak der Sultan beim Anblick des großen Heeres! Der Jüngling trat ein und verlangte von ihm die Maid zur Frau. In seiner Angst und Freude gab er ihm nicht nur die Maid zur Frau, sondern machte ihn auch zum Sultan über sein ganzes Reich. Die alte Frau ließen sie von dem großlippigen Geiste forttragen; sie selbst aber lebten in Glückseligkeit in einem herrlichen Reiche. Bei ihnen ist noch heute der Zauberspiegel; nur weiß keiner, wo sie sind, und das ist sehr traurig. Wir können darum auch nicht mehr den Zauberspiegel bekommen, den Helfer in jeder Not.

Der Sohn des reichen Mannes

Es war einmal vor langen Zeiten ein sehr reicher Mann, und dieser hatte einen Sohn. Eines Tages wurde der reiche Mann krank und starb. Der Knabe erbte von seinem Vater drei Schatzkammern voll Gold, vierzig Schiffe, ein Gasthaus, Bad, Magazin, Geschäft und so viel Sachen, daß man sie gar nicht zählen konnte. Aber er war so traurig über den Verlust seines Vaters, daß er nie aus dem Konak*) hinausging.

Nun waren in dem Lande einige Schmarotzer, die auf das Geld des Knaben ihr Auge warfen. „Wie können wir ihm nur sein Geld ablocken?" dachten sie, und als sie sich besonnen hatten, stand der eine von ihnen auf und ging in den Konak des Knaben. „Mein Herr," sprach er, „dein Vater hatte einen Freund. Seit zehn Jahren ist er nicht mehr mit deinem Vater zusammengekommen, und jetzt, da er ihn besuchen wollte, hörte er von seinem Tode. Nun möchte er wenigstens mit dir zusammenkommen. Er schickt mich her und ladet dich ein."

Der Knabe glaubte dieser Rede, und sie gingen zusammen und kamen zu einem schönen Konak. Dort stand der eine von den Schmarotzern und umarmte den Knaben: „Ach, mein Kind, dein Vater war mein Freund; von ihm erfuhr ich viel Gutes. Wir lebten so schön zusammen. Ich höre, daß er gestorben ist; bleib du wenigstens gesund!" So sprach er und setzte den Knaben auf ein Polster. Dann brachten sie Musikanten, stellten in die Mitte eine Flasche Branntwein, und jeder trank eine Schale. Als die Reihe an den Knaben kam, sagte er: „Ich habe noch nie so etwas getrunken." — „Meine Seele, das ist nichts Schlechtes; trink wenigstens eine Schale!" Der Knabe wußte nicht, was er tun sollte, und trank eine Schale. „Was ist denn das für ein bitteres Wasser?" sprach er und fing an zu spucken. Die anderen lachten: „Oh, du mußt das erst trinken lernen!" Die Musikanten spielten, die Mädchen sangen, und der Knabe wurde von dem Branntwein langsam betrunken. Seinen Vater vergaß er und unterhielt sich mit den beiden Schmarotzern bis zum Abend. Dann stand er auf, ging fort und gab ihnen ein Säckchen Gold. „Nein,

*) Wohnung hoher türkischer Staatsbeamten.

mein Herr," sagten sie, „wir nehmen es nicht an; die Kosten werden wir tragen." Am andern Tage luden sie den Knaben wieder ein, und sie unterhielten sich bis zum Abend. Als er abends nach Hause kam, sagte er zu seiner Mutter:

„Liebe Mutter, ich habe einen Freund meines Vaters und seine Begleiter gefunden; zwei Tage haben sie mich eingeladen und haben sehr viel Ausgaben gehabt." — „Ach, mein Sohn, wenn dem so ist, dann ist es nötig, daß du sie wieder einladest." Der Knabe schickte einen Mann zu ihnen und lud alle beide ein. Da lachten die Schmarotzer. „Ha, die Sache macht sich!" sprachen sie, standen auf, gingen hin und nahmen eine Flasche Branntwein mit.

Als sie zum Konak gelangten, kam der Knabe ihnen entgegen. Er führte sie in ein schönes Zimmer und erwies ihnen sehr viel Ehre. Es wurde Abend. Man brachte Tische, und sie setzten sich nieder zum Essen. Nach dem Essen sagten sie zu dem Knaben: „Mein Herr, ist nicht irgendwelche Musik hier?" Der Knabe antwortete: „Nein, diese Sitte kenne ich nicht; aber was ihr auch wünscht, geht und bringt es her!" Da stand einer von ihnen auf und ging fort und brachte Musikanten. Man trank wieder Branntwein, der Knabe wurde wieder betrunken und verschwendete mit beiden Händen sein Gold. Nachdem sie die ganze Nacht mit Trinken und Feiern verbracht hatten, wurde es Morgen, und die Schmarotzer wollten nach Hause gehen; doch erlaubte es ihnen der Knabe nicht. „Bleibt doch hier! Was ich esse, esset auch ihr," so sprach er, und das wollten die Schmarotzer nur und sagten darauf: „Sehr gern," und blieben dort. Den ganzen andern Tag tranken sie, und die Musik spielte. Der Knabe verstreute sein Geld wieder mit vollen Händen.

Daß ich das Traurige nicht zu lang erzähle. Die Schmarotzer blieben ganze drei Jahre bei ihm und gingen nicht mehr an einen andern Ort; sie bekamen jeden Tag sehr viel Geld und versteckten es an einem sichern Platze; in drei Jahren wurden drei Schatzkammern leer. Da verkaufte der Knabe die vielen Schiffe, das Gasthaus, Bad, Geschäft, alles, was er hatte, und füllte wiederum seine Schatzkammern, und sie fingen von neuem an und schauten nach Vergnügungen. Es ist schon immer so gewesen, daß dem

Starken keine Berge und Steine widerstehen und daß das Geld ein Ende hat, wenn man es nicht in der Hand behält und nicht mit ihm umzugehen weiß. Als das Geld zu Ende war, nahmen die Lumpen ihre Sachen und machten sich aus dem Staube. Der törichte Knabe aber blieb ganz allein. Was sollte er tun? Er fing an zu weinen und wußte nicht, was beginnen. Den Konak, in dem er wohnte, verkaufte er, und das Geld, das er dafür erhielt, verzehrte er. Die arme Mutter des Knaben wurde eine Bettlerin und zog fort. Der Knabe selbst lief in die Gasthöfe betteln; die Wirte aber jagten ihn weg.

Da ging er eines Tages vor einen Laden und legte sich davor nieder. Als es Morgen wurde, kam der Geschäftsinhaber und erblickte ihn: „Wer bist du?" fragte er. „Ich bin der Sohn eines Kaufmanns," und er nannte seinen Namen. „Was," rief der Geschäftsmann, „von deinem Vater sind sehr viel Waren geblieben; was hast du damit gemacht?" Der Knabe erzählte, was ihm zugestoßen sei. Da sagte der Mann: „Ich war bei deinem Vater Diener; mit seiner Hilfe erwarb ich ein Vermögen, und obgleich dir so viele Waren geblieben sind und du alles verschwendet hast, bleibst du noch weiterhin in diesem Lande? Schäme dich! Mach' dich fort, du Taugenichts; wenn ich dich noch einmal sehe, dann töte ich dich," und er jagte den Knaben weg. Was konnte dieser tun; er stand auf und ging fort.

Er wanderte wenig, er wanderte viel, er wanderte lange Tage, durstend und hungernd, und eines Tages kam er in ein anderes Land und setzte sich wieder vor einem Laden nieder. Der Krämer sah, daß er ein armer Knabe war: „Mein Sohn, nimm und fülle diesen Krug; ich gebe dir zehn Para." Der Knabe nahm den Krug und brachte Wasser. Dann kehrte er den Laden aus, und der Mann gab ihm zwanzig Para, damit kaufte er ein wenig Brot und stillte seinen Hunger. Als es Abend wurde, legte er sich auf die Schwelle des Ladens. Am Morgen kam der Krämer und fand den Knaben wieder dort, ließ ihn den Laden wiederum auskehren und den Krug füllen und schickte ihn mit einem Korb voll Fleisch und Grünzeug nach seiner Wohnung. Abends kam er und gab ihm vierzig Para. Der Knabe kaufte für zehn Para Brot und legte das andere weg. Am Abend legte er sich wieder auf die Schwelle.

Daß ich es kurz erzähle: dieser Platz wurde sein Aufenthaltsort; jeden Tag kehrte er den Laden und verrichtete noch andere Arbeiten und erhielt dafür vierzig Para.

Eines Tages fragte der Krämer den Knaben, woher er sei, und dieser sagte ihm alles. Der Krämer bedauerte ihn und sagte: „Ich erweise dir etwas Gutes; wenn du Glück hast, wirst du wieder reich werden." Er schrieb einen Brief, versiegelte ihn und sprach: „Nimm diesen Brief, mach dich abends auf den Weg und setz' dich nieder, wo die vier Wege zusammentreffen. Warte dort bis Mitternacht, dann werden Soldatenregimenter vorübergehen; wenn sie auf dich zukommen, so fürchte dich nicht! Wenn sie vorübergegangen sind, kommt zuletzt ein Offizier. Ihm gib den Brief und gib acht, was er sagen wird; dann komm zu mir und erzähle es!" Der Knabe nahm den Brief, und als es Abend wurde, ging er an den von dem Krämer bezeichneten Ort und setzte sich nieder.

Nach Mitternacht kamen auf einmal Soldaten mit Säbeln und Lanzen in ihren Händen. Als sie den Knaben erblickten, schrien sie: „Was suchst du denn hier zu solcher Zeit?" Mit diesen Worten kamen sie auf ihn zu, und der Knabe lief vor Furcht fort. Als es Morgen wurde, ging er zum Krämer und sagte es ihm. „Aber Knabe," sagte der Krämer, „habe ich dir nicht gesagt, daß du dich nicht fürchten sollst? Sie tun dir ja nichts; warum bist du weggelaufen?" Abends gab er ihm wieder den Brief in die Hand: „Versuche es heute noch einmal; gib acht und fürchte dich nicht!" Der Knabe ging fort und setzte sich an jenem Platz nieder. Nach Mitternacht erschienen die Soldaten; sie kamen wieder auf ihn zu, und er lief wieder vor Furcht weg. Am Morgen kam er zum Krämer und erzählte es ihm. Da wurde der Krämer böse: „Aber, mein Kind, habe ich dir nicht gesagt, daß du dich nicht fürchten sollst? Sie tun dir ja gar nichts. Diesen Abend gehe wiederum hin; überreichst du aber den Brief vor Furcht wieder nicht, dann komme nicht wieder zu mir; dann bist du nicht wert, wieder reich zu werden." Mit diesen Worten jagte er den Knaben weg. Was sollte dieser tun; er ging hin und wartete. Nach Mitternacht begannen die Soldaten vorüberzuschreiten, und sie kamen wieder auf ihn zu. Aber der Knabe bewegte sich nicht von seinem einge-

nommenen Platz, und sie taten ihm nichts und gingen weiter. Als sie vorübermarschiert waren, erblickte er zuletzt einen Offizier. „Ha, der ist es," dachte er und überreichte ihm den Brief. Der Offizier nahm ihn und schaute den Knaben an. „Sehr gut!" sagte er, und winkte. „Mustafa, bleib bei diesem Knaben!" Dann ging

er weiter. Der Knabe stand jetzt auf, ging zu dem Geschäft und legte sich nieder.

Als es Morgen wurde, kam der Krämer: „Nun, hast du ihm den Brief gegeben?" — „Ja." — „Na, was hat er dir gesagt?" — „Er sagte nur: ‚Mustafa, bleib bei diesem Knaben', sonst nichts." Der Krämer lachte: „Sehr gut," und legte einige Para in seine

Hand. „Jetzt geh, und bleib nicht länger in diesem Lande!" Der Knabe stand verwundert auf und machte sich nachdenklich auf den Weg. Als er so ging, wurde er hungrig und setzte sich unter einem Baume nieder. Hier dachte er darüber nach, was der Offizier gesagt hatte. „Mustafa, bleib bei diesem Knaben," sprach er halblaut vor sich hin; „was bedeutet das nur?" Da hörte er eine Stimme: „Ich bin hier; was befiehlst du?" Als der Knabe dies hörte, schaute er sich um und sah niemand. „Was ist denn das?" fragte er und fürchtete sich. Da ertönte wieder eine Stimme: „Der Offizier hat mich dir gegeben; ich gehe immer mit dir." Nun freute sich der Knabe. „Komm doch hervor; ich möchte dich sehen," sprach er. Plötzlich stand ein Mann vor ihm: „Ich bin der, den man Mustafa heißt; was du auch wünschst, befiehl es, und ich bringe es her." Der Knabe war hungrig und sagte: „Bring mir ein wenig Brot!" Mustafa wandte sich um und stellte einen mit Fleisch und Süßigkeiten bedeckten prachtvollen Tisch vor den Knaben. „Laß es dir schmecken!" sagte er, und der Knabe stillte seinen Hunger.

Dann machten sich beide zusammen auf den Weg und erreichten in einigen Tagen die Heimat des Knaben, und als sie über die Brücke gingen, sah er seine Mutter bei dem Brückenkopf sitzen und betteln. Gleich ergriff er sie beim Arm und führte sie weg, mietete im Gasthaus ein Zimmer, und sie wohnten dort. Was der Knabe nur brauchte, das brachte ihm Mustafa. Eines Tages sagte der Knabe zu Mustafa: „Schau einmal, dieser Konak gehörte mir; dieses Bad, dieses Wirtshaus, dies Magazin, dieses Geschäft, was nur hier ist, alles gehörte mir. Aus Leichtsinn und Dummheit bin ich so arm geworden." Da sagte Mustafa: „Wenn du willst, ich verschaffe dir das alles zurück." — „Wie möchte ich das nicht wünschen," sagte der Knabe. „Kümmere dich nicht darum," sagte Mustafa; „jetzt gehe ich weg und stehle ihre Papiere, so wie sie dir dein Hab und Gut gestohlen haben. Du gehst dann zum Gericht, klagst sie an und wirst all dein Vermögen zurückbekommen."

Mustafa ging fort, stahl alle Papiere und brachte sie dem Knaben. Der Knabe ging gleich zum Gericht und klagte: „Dieses ganze Vermögen gehörte mir. Ich verpachtete es diesen Men-

schen; zehn Jahre sind es, daß sie es haben. Sie haben mir aber weder das Pachtgeld gegeben, noch sind sie herausgegangen." Das Gericht ließ die Leute rufen, und sie wurden von der Rede des Knaben verständigt. Die Leute sagten: „Nein, es ist nicht wahr; wir haben es gekauft." Der Knabe aber sagte: „Wenn ihr es gekauft habt, so bringt doch eure Papiere; dann will ich euch nichts wegnehmen." Die Leute suchten ihre Papiere; da sie diese aber nicht fanden, kamen sie zurück und sagten, ihre Papiere seien verlorengegangen.

„Dann ist es also klar, daß ihr das Vermögen mit Gewalt und Diebstahl an euch gebracht habt," sprach der Richter und gab dem Knaben sein Vermögen zurück.

Jetzt ging der Knabe voll Freude in seinen Konak und wohnte dort. Nach einigen Tagen sagte er zu Mustafa: „Ich hatte auch vierzig Schiffe; wie könnte ich diese wiederbekommen?" Mustafa sagte: „Wie wir uns das andere verschafft haben, so bekommen wir auch diese." Und wirklich, er verschaffte ihm auch die Schiffe. Nun verging eine Zeit, und eines Tages sagte der Knabe: „Ah, Mustafa, ich wünsche die Tochter des Padischah; bring sie her!" Und richtig, Mustafa brachte die Tochter des Padischahs mit ihrem Bette zum Knaben. Die ganze Nacht konnte der Knabe sie ansehen, und bevor der Morgen kam, schickte er sie zurück in den Konak. Das Mädchen glaubte, geträumt zu haben; aber am andern Abend trug Mustafa das Mädchen wieder fort und brachte es am Morgen zurück. Das Mädchen merkte, daß es kein Traum war. Sie erzählte es ihrem Vater, und dieser rief seine Wesire zum Rat zusammen. Die Wesire sagten: „Wird sie noch einmal abends fortgetragen, dann soll sie ihre Hand in Erdpech senken, und an die Tür, durch die sie hineingeht, soll sie ihre Hand schlagen und so ein Zeichen machen; dann werden wir es morgens finden." Es geschah so, und als das Mädchen zur Tür kam, machte sie ein Zeichen daran. Als es Morgen wurde, brachte Mustafa das Mädchen wieder zurück. Man fragte sie, ob sie das Zeichen gemacht habe, und sie sagte: „Ja, geht und sucht es!" Der Padischah sprach zu seinen Leuten: „An welchem Tor ein Zeichen ist, da ergreift den Herrn des Hauses und bringt ihn her!" Mustafa aber hatte das von dem Mädchen gemachte Zeichen gesehen;

er nahm einen Schlauch Erdpech, und soviel Tore auch da waren, er bezeichnete alle mit Pech. Die Männer des Padischahs gingen hinaus und sahen, daß an einem Tor ein Zeichen war. „Ha, wir haben ihn gefunden," dachten sie. Als sie aber auf das andere Tor schauten, war dort auch ein Zeichen. Sie schauten rechts, sie schauten links, überall waren Zeichen. Da wußten sie nicht, wen sie gefangennehmen sollten, gingen zum Padischah und sagten es ihm, und dieser rief wiederum den Rat zusammen. „Weil das nicht gelungen ist, so soll das Mädchen diesmal einen Sack Gerste mit in ihr Bett nehmen und dort, wo sie geht, soll sie die Gerste ausstreuen." Der Padischah sagte: „Das ist sehr gut!" Diese Nacht wurde in das Bett des Mädchens ein Sack Gerste gelegt. Mustafa kam, nahm das Mädchen, und als er sie forttrug, streute das Mädchen die Gerste auf den Weg. Mustafa bemerkte es aber; er nahm deshalb zehn Sack Gerste und bestreute alle Wege.

Am andern Morgen schickte der Padischah wieder seine Männer, und sie gingen aus und sahen, daß überall Gerste lag. Da waren sie im Zweifel, wohin sie gehen sollten. Sie sagten es dem Padischah, und der Padischah ließ seine Wesire rufen und erzählte es ihnen. Sie ratschlagten wieder untereinander. „Vielleicht ist der, der das Mädchen wegträgt, ein Geist," sagten sie. „Sie soll, wenn die Zeit des Weggehens kommt, in ihre Hand ein Ei nehmen; wenn sie zum Tore hineingeht, soll sie das Ei an die Tür schlagen, und wenn das Ei zerbricht, werden wir es am Morgen finden. Zerbricht es nicht, wenn es auf die Erde fällt, dann wissen wir, daß es ein Geist ist; dann müssen wir etwas anderes versuchen."

Nun gut, Mustafa nahm das Mädchen und trug es fort, und das Mädchen schlug das Ei am Tore an, und es zerbrach. Als es Morgen wurde, verständigte das Mädchen den Padischah. Einige Männer wurden ausgeschickt; sie durchwanderten die Stadtteile und gelangten zum Konak des Knaben. Als sie das Eizeichen erblickten, gingen sie gleich hinein. Mustafa aber hatte, da er an andern Toren Zeichen machen wollte, diese Nacht keine Eier gefunden, weil der Padischah alle aufgekauft hatte. Als Mustafa die Leute hereinkommen sah, gab er dem einen eine Ohrfeige, dem andern auch, und ihre Köpfe flogen herunter. Die übrigen

liefen vor Furcht fort und erzählten es dem Padischah, und dieser gab den Befehl: „Fünfhundert Männer sollen ausziehen und ihn hierher bringen."

Auf den Befehl des Padischahs zogen fünfhundert Männer aus, und als sie vor den Konak kamen, ging Mustafa hinaus, und wem er eine Ohrfeige gab, dem flog der Kopf herunter. So tötete er alle; nur einer von den Männern konnte sich retten, und der lief weg und brachte dem Padischah die Nachricht. Was konnte er machen; so viele Leute waren schon gestorben! „Eines solchen Mannes können wir nicht mächtig werden," dachte er. „Es wird das beste sein, daß ich ihm meine Tochter gebe." Der Padischah schickte Männer zu dem Knaben: „Wenn du die Tochter des Padischahs wünschest, kannst du sie heiraten," sagten sie zu ihm. Der Knabe willigte ein. Man verlobte das Mädchen gleich mit ihm, und sie gingen ihrem Glück entgegen.

Der arme und der reiche Bruder

In alten Zeiten lebten zwei Brüder. Der eine war sehr reich, der andere sehr arm. Weil der arme Bruder verheiratet war und viele Kinder hatte, der reiche Bruder aber ledig war, so sprach der arme eines Tages zu dem reichen:

„Bruder, heute haben wir nichts zu essen; gib mir doch etwas, damit ich es meinen Kindern geben kann." Aber der Bruder jagte ihn fort: „Scher' dich zum Teufel! Warum kannst du dir als Erwachsener dein Brot nicht verdienen! Arbeite, so wirst du zu essen haben! Fort von hier! Einem solchen Faulenzer gebe ich nichts."

Der arme Mann ging fort und wollte sich nach einem Verdienst umschauen. Als er so dahinging, kam er zu einem Baum, und weil er vor Hunger und Durst ganz ermattet war, setzte er sich unter dem Baume nieder, um sich auszuruhen. Als er nun über seine Lage nachdachte, bemerkte er, wie in der Ferne eine Staubwolke aufwirbelte, in der vierzig Teufel heranzogen und sich ihm näherten. Er versteckte sich in einem hohlen Baumstamm und guckte durch ein Loch, um zu sehen, wohin sie wohl ziehen würden. Die Teufel gingen auf einen Stein zu, der in der

Nähe des Baumes war, und sagten zu ihm: „Tschanga", und der Stein öffnete sich. Dann schlüpften sie durch die Öffnung und sprachen: „Tschunga", und der Stein schloß sich wieder. Der arme Mann hatte das alles beobachtet; er legte sich in der Nacht dort nieder und wartete, bis die Teufel in der Frühe wieder herauskamen. Gegen Morgen öffnete sich der Stein, und die Teufel kamen heraus; dann sprachen sie: „Tschunga!" Der Stein schloß sich, und sie entfernten sich.

Als der Mann sah, daß die Teufel weit weg waren, kroch er aus dem hohlen Baumstamm heraus, ging nach dem Stein und sagte zu sich: „Ob sich der Stein wohl öffnen wird, wenn ich das Wort sage?" Und dann sprach er: „Ei, mag geschehen, was da wolle, ich werde das Wort aussprechen; denn ich bin ja ohnehin schon halb und halb ein toter Mann." Er rief: „Tschanga", und siehe da, der Stein öffnete sich. Sofort sprang er hinein, und auf „Tschunga" schloß sich der Stein über ihm. Nun war er in einer Höhle.

Er trat in eines der Zimmer und sah dort einen Tisch, darauf lagen vierzig Schlüssel. Er nahm die Schlüssel und begann damit die Zimmer aufzuschließen. Als er das erste Zimmer aufsperrte, sah er, daß es ganz mit Gold gefüllt war; er öffnete dann das zweite, es war voll Silber; er öffnete das dritte, siehe, es war voll Rubinen; er öffnete das vierte, es war voll Smaragden; er sperrte auch das fünfte auf, das war voll von Schmuckgegenständen; kurz, in jedem Zimmer sah er andere Kostbarkeiten. Dann nahm er aus jedem der Zimmer ein Stück an sich, füllte damit seine Taschen, und nachdem er sämtliche Zimmer wieder verschlossen hatte, legte er die Schlüssel auf den Tisch, ging hin zum Stein und sagte: „Tschanga!" Dann ging er hinaus, rief: „Tschunga", und der Stein schloß sich wieder. Er aber eilte voll Freude nach Hause.

Nun war der Mann plötzlich sehr reich. Als das aber sein älterer Bruder erfuhr, besuchte er ihn und fragte, wodurch er denn so reich geworden wäre. Der Bruder erzählte ihm alles. „Oh", fragte der andere, „wird es auch dann so sein, wenn ich hingehe?" Der Bruder sagte: „Natürlich, auch du kannst dort Reichtümer erwerben; nur darfst du die Worte Tschanga und Tschunga nicht vergessen!" Schnell machte der Bruder sich auf den Weg und ging zu dem Stein. Er sprach: „Tschanga", und der Stein öffnete

sich. Dann sagte er: „Tschunga", und der Stein schloß sich wieder. Nachdem er die Schlüssel gefunden hatte, nahm er aus jedem Zimmer je ein Stück, füllte damit seinen Sack und ging zum Stein

zurück. Aber nun fiel ihm das Wort Tschanga nicht mehr ein, er sagte „Tschunga", und der Stein zog sich mit großem Gekrach noch mehr zusammen. Er strengte sich sehr an, dachte hin und dachte her, aber das Wort kam ihm nicht mehr in den Sinn.

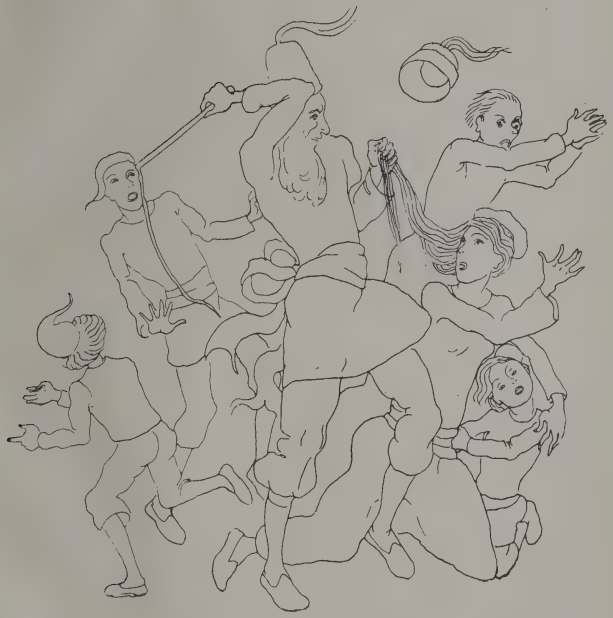
Er wußte nicht, was er beginnen solle, und die Zeit nahte heran, in der die Teufel nach Hause kommen mußten. Ein solcher Schreck überfiel ihn, daß er fast starb. Dann aber raffte er sich zusammen, leerte den Sack aus und suchte sich einen Platz, wo er sich verstecken könne. „Morgen," dachte er, „wenn ich von den Teufeln das vergessene Wort wieder gehört haben werde, raffe ich neue Schätze zusammen." Er legte die Kostbarkeiten aus dem Sacke wieder auf ihre Plätze zurück, schaute sich nach einem Versteck um und erblickte einen Ofen. „Das wird ein guter Platz sein," dachte er und kroch sofort auf die Ofendecke hinauf.

Die Teufel kamen nach Hause; sie sagten: „Tschanga", und huschten zum Stein hinein; sie sagten: „Tschunga", und da schloß sich der Stein. Als der Mann auf dem Ofen das Wort „Tschanga" hörte, merkte er es sich sehr gut; aber als er das Wort, um es nicht zu vergessen, leise wiederholte, schrie der jüngste Teufel: „He, ich spüre Menschengeruch!" Da sprachen die anderen zu ihm: „Der Geruch der Wiesen und Wälder, durch die wir gegangen sind, haftet an uns." Allein der Teufel behauptete immerfort: „Ich spüre Menschengeruch." Da sprachen die anderen: „Mein Lieber, hierher kann nicht einmal ein Vogel fliegen; wie sollte gar ein Mensch hereinkommen können?" Der junge Teufel jedoch behauptete ohne Unterlaß, daß hier in der Nähe ein menschliches Wesen sein müsse, und begann auch sofort mit einigen Kameraden zu suchen. Als sie nun auf die Ofendecke blickten, sahen sie, daß dort auch wirklich ein Mensch war. „Seht ihr," sprach der junge Teufel, „habe ich nicht gesagt, daß ich Menschen röche?"

Da holten sie den Mann herunter und fragten ihn, wie er hierhergekommen sei. Der Mann erzählte, am ganzen Leibe zitternd, die Sache. Die Teufel sprachen: „Dein Bruder war ein armer Mann, und weil du ihn wegjagtest, so wurde dies sein Schicksal. Dein Schicksal, du Geizhals, aber ist dies . . ." Damit packten sie ihn, zerstückelten ihn in vierzig Bissen und verzehrten ihn auf einen Haps.

Der Obersterndeuter

Es war einmal ein sehr armer Mann, der konnte nichts anderes tun, als alte, zerrissene Stiefel ausbessern. Dieser arme Mann hatte eine Frau und eine Tochter.



Eines Tages ging die Frau mit ihrer Tochter aus, um sich zu baden. Sie traten in die Badezelle; aber als sie anfingen, sich zu entkleiden, kommt die Badefrau und sagt, daß sie aufstehen müßten, weil die Frau des Obersterndeuters sich hier baden wolle. Die Armen verlassen den Raum und gehen in einen andern. Dort rüsten sie alles zu und lassen das Wasser einlaufen. Gerade

als sie sich baden wollen, kommt wieder die Badefrau und erklärt: „Diese Zelle ist für das Fräulein Tochter der Obersterndeuterin bestimmt." Sie gehen in eine andere Zelle, aber dort war die erste Verwalterin der Obersterndeuterin; eine vierte war für die Sklavinnen, eine fünfte für die Dienerinnen, eine sechste und siebente für die Familienangehörigen der Obersterndeuterin. Überall werden sie fortgejagt. Das ärgert die Frau, sie wird aufgeregt und kehrt zornig in ihr Haus zurück.

Am Abend kommt der arme Schuhflicker, der ein mit Mühe und Not verdientes Brot in sein Kattuntaschentuch gewickelt und ein Bund Zwiebeln am Ende seines Stockes aufgehängt hat, und klopft an die Haustür.

Die Frau öffnet ihrem Manne die Tür, aber sofort öffnet sie auch ihren Mund. Der unglückliche Mann weiß nicht, warum er so böse empfangen wird; die Frau erklärt ihm aber die Sache und schreit vor Zorn:

„Mann, entweder wirst du Obersterndeuter, damit wir, wenn wir ins Bad gehen, mit gleicher Ehrerbietung behandelt werden, oder ich lasse dich nicht mehr ins Haus!"

„Aber, Frau, ich bin ein ungebildeter Mann. Um Obersterndeuter zu werden, muß man lesen und schreiben können. Davon habe ich keine Ahnung. Wie sollte ich das werden können?"

„Ich weiß nicht, wie Lesen und Schreiben ist. Ich weiß nur, du mußt das Schuhflicken aufgeben und richtiger Obersterndeuter werden. Sonst ist dies mein letztes Wort: ich werde dir nicht wieder aufmachen. Dann magst du meinetwegen zum Teufel gehen!"

Der arme Schuhflicker merkte, daß an den Worten seiner Frau nicht zu zweifeln war. Er kannte ihre Natur und ihren bösen Charakter. Denn er war schon dreiundvierzig Jahre mit ihr verheiratet und hatte sie gründlich kennengelernt. Es gab also kein anderes Mittel, als Obersterndeuter zu werden. Am nächsten Morgen stand er früh auf, ging in den Laden und ließ alle Werkzeuge, die er hatte, versteigern. Mit den paar Piastern, die er gewonnen, kaufte er sich auf dem Alttrödelmarkt einen Kaftan; ebenso machte er sich aus alten, weißen Vorhängen einen Turban, besorgte sich ein altes Tintenfaß und ein Schreibrohr, setzte

sich an eine Straßenecke, wo viele Leute vorbeigingen, und wartete wie eine Spinne, die ihr Netz gebaut hat und auf Beute lauert, auf gläubige Kunden.

Er brauchte nicht zu lange warten. Eine alte Zigeunerin von fünfundneunzig Jahren, deren Augen infolge des Alters halb blind geworden waren, die sich auf zwei dünne Beine gleichwie auf zwei schwache Bohnenstangen stützte und einen Körper hatte, der in keinem Verhältnis zu diesen Füßen stand, ging zu dem Schuhflicker.

„Holla, Herr Sterngucker! Können Sie wahrsagen? Ich bereite jedesmal am letzten Mittwoch des Monats den Geistern eine Suppe und stelle sie in den Herd. Am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang nehme ich das Gefäß, bringe es ans Meer und werfe es hinein; dann eile ich, ohne mich umzusehen, nach Hause. Auf diese Art bin ich bisher vor den bösen Geistern sicher gewesen. Ach, Herr Sterngucker, ich weiß nicht, ob unser junger Herr mir diesmal einen falschen Tag gesagt oder sich geirrt hat. Ich weiß nicht, was los ist. Diesen Monat konnte ich mein Gelübde nicht ausführen und habe seit jenem Tage gewaltige Kopfschmerzen; es ist, als ob mein Kopf abgerissen und zerhackt werde. Mein lieber Herr, wenn dein Wort helfen kann, so heile mich!"

Unser armer Schuhflicker hatte aber vom Besprechen und vom Heilen und dergleichen keine Ahnung. Schließlich fing er an, über seine Frau zu fluchen, die ihn in eine solch schwierige Lage gebracht hatte.

Aber als die Zigeunerin dies hörte, sagte sie zu sich: „Gott hat mir geholfen. Zu was für einem guten, tüchtigen Zauberer hat er mich geführt! Sieh, sieh, seine Augen haben sich ganz verändert, sie werden immer größer und größer. Jetzt fängt er auch zu beten an. Ach, jetzt werde ich wieder gesund werden!"

Der arme Schuhflicker nahm sich zusammen, setzte sich neben die Schwarze, bestrich ihre faltenreiche Stirn mit seinen Händen, sagte dann mit leiser Stimme zwei- bis dreimal einige sinnlose Wörter und blies die Frau tüchtig an. Solche Dinge üben manchmal eine gute, manchmal eine schlechte Wirkung auf die Nerven aus. Die Kopfschmerzen der Frau hörten aber auf.

Sie kehrte zufrieden und dankbar, lachend und vergnügt nach

Hause zurück und sagte zu ihrer Herrin: „Ach, Herrin, heute hab' ich einen Mann gefunden, dessen Atem so heilkräftig war, daß mit einem Hauch meine Kopfschmerzen beseitigt wurden."

Die Herrin antwortete:

„Wo ist er? Wie wäre es, wenn du hingingest und, damit der Zorn unseres Herrn aufhört, ihn besprechen ließest?"

Sie antwortete:

„Das wäre nicht schlecht. Wenn wir sein Hemd besprechen ließen, wäre es vielleicht das beste."

Die Herrin sagte erfreut:

„Das ist ein guter Gedanke. Ich werde dir ein rotes Tuch schenken, vielleicht auch ein Stück Kattun, das er des Feiertags anlegt. Geh sofort nach oben und nimm aus dem Wäschebündel ein Hemd aus Kräuselstoff und bring es dem gesegneten Zauberer. Gib ihm diese zwei Goldstücke und sage ihm, wenn sein Atem helfe, werden wir ihm noch zwei Goldstücke geben."

Als der Schuhflicker die Schwarze kommen sieht, denkt er, daß sie ihm das gezahlte Geld wieder abfordern will. Aber als er erfährt, was sie will, ist er beruhigt. Er spricht das Gebet über das Hemd und steckt die blanken Goldstücke in seine Tasche.

Am Abend kehrt unser Schuhflicker mit dem Gelde — noch nie in seinem Leben hat er so viel zusammen gesehen — nach Hause zurück und denkt, daß seine Frau ihn mit Freuden aufnehmen werde.

Er kommt ans Haus und fängt an der Tür mit dem Gelde zu klappern an, um sie neugierig zu machen. Jedoch die Frau ist ungeheuer fest in ihrem Entschluß. Sie kümmert sich gar nicht um das Geld und um das Klappern. Der Mann macht so viel Lärm, jammert und fleht, daß die Nachbarn Mitleid mit ihm haben; aber das kümmert die Frau gar nicht. Ihr Entschluß war gefaßt. Schließlich sieht sie aus dem Fenster und sagt ihr letztes Wort: „Ehe du nicht Obersterndeuter bist, wird dir die Tür nicht geöffnet."

Der arme Schuhflicker, der dreiundvierzig Jahre mit seiner Frau zusammen gelebt hatte, kannte ihre Natur sehr gut. Niemand außer ihm wußte, wie hartnäckig und eigensinnig sie war. Es war jetzt unnütz, in sie zu dringen. Er mußte Obersterndeuter werden,

oder er durfte nie zu ihr zurückkommen. Aber Obersterndeuter zu werden, war recht schwer, ja sogar unmöglich. Wie sollte ein unwissender Mensch, der nichts anderes getan hatte, als alte Schuhe für Lastträger und Feuerwehrleute auszubessern, Obersterndeuter werden können? Doch das mußte ertragen werden.

Schließlich zog er traurig und niedergeschlagen ab. Er ging in ein Gasthaus und mietete sich dort ein Zimmer.

Aber es war seltsam, der Herr der Zigeunerin hatte seinen Zorn abgelegt und lebte in seinem Hause plötzlich friedlich wie ein Lamm und war seiner Familie gegenüber immer freundlich. Das wurde dem heilkräftigen Atem des Sternguckers und seiner wunderbaren Gabe zugeschrieben. Die Frauen erzählten das überall; alle hörten es, als ob es in der Zeitung gestanden hätte, und sein Name wurde berühmt. Der Ruhm unseres Schuhflickers wuchs von Tag zu Tag, und seine Kunden nahmen zu. Die anderen dieser Gattung, die mit Anblasen und „Hokuspokus" die Leute betrogen, waren ohne Kunden und Brot.

Unser Schuhflicker war sehr reich geworden. Aber was nützte ihm der Reichtum? Da er nicht Obersterndeuter geworden war, so blieben ihm, obgleich er reich, ja sogar sehr reich geworden war, die Türen seines Hauses verschlossen, die ihm immer beide geöffnet worden waren, wenn er als Schuhflicker mit zerrissenen Schuhen des Abends und mit einem halben Brot in einem zerrissenen Tuche nach Hause gekommen war.

Nun, aber eines Tages geschah es. Die Tochter des Padischahs war ins Bad gegangen. Die Prinzessin hatte ein Paar sehr kostbare Ohrringe. Als sie sich badete, hatte sie diese Ohrringe abgenommen und oben auf das Waschbecken gelegt. Nach einiger Zeit suchte sie die Ohrringe; den einen fand sie, der andere war verschwunden.

Die Prinzessin wurde sehr unruhig. Dieser kostbare Ohrring gehörte zu den ältesten Diamanten der Familie. Was sollte sie ihrem Vater sagen?

Sämtliche Bediente des Bades wurden nackt ausgezogen, alle wurden mit größter Sorgfalt untersucht, das ganze Bad, alle Winkel. Alles war vergeblich. Alle Hoffnung schwand. Der Ohrring wurde nicht gefunden.

Die Prinzessin kehrte traurig und bekümmert in das Schloß zurück. Man konnte ihr den Mund selbst mit einem Messer nicht öffnen. Schließlich erzählte sie die Sache ihrer Amme, weinte und jammerte. Die Amme dachte und dachte nach. Als sie einmal in dem Palaste eines andern Padischahs war, hörte sie von einem Zauberer sprechen, dessen Atem heilkräftig und der im Besitze großer Wunderkraft sei. Wenn sich der verlorene Ohrring überhaupt wiederfinden ließ, konnte nur dieser Mann ihn finden. Man suchte nach, wo der Zauberer saß, und fand ihn. Am nächsten Tage ging die Prinzessin mit ihrer Amme zu dem Schuhflicker.

Als er den Hofwagen kommen sah, kam ihm sofort der Gedanke, daß jetzt die Möglichkeit gekommen war, Obersterndeuter zu werden. Ja, wenn er erst einmal Obersterndeuter wäre, dann würde er nach Hause gehen und es seiner Frau zurufen. Er durfte dann wieder in sein Haus gehen, das ihm nun schon seit zwei Jahren verschlossen war, und mit seiner lieben Frau und seiner Tochter wieder zusammen leben.

Die Prinzessin und die Amme stiegen aus dem Wagen. Der Schuhflicker nahm wieder die betrügerischen Gebärden an, in denen er bei der Ausübung seines Berufes schon Gewandtheit erlangt hatte, und empfing seine Kunden sehr höflich. Die Prinzessin setzte sich traurig und verzweifelt in eine Ecke und wartete auf die Perlen, die aus dem Munde des Zauberers fallen würden.

Die Amme erklärte die Sache. Sie sprach von den Gelübden und sagte, daß diese ergebnislos geblieben seien. Über sie selber etwas zu sagen, sei überflüssig, da die Prinzessin die Tochter des herrschenden, mächtigen Sultans sei.

Diese Worte wirkten auf den Schuhflicker wie ein beängstigender Traum. Einerseits zitterte er, anderseits schwitzte er. Wenn er es nicht herausbringen würde — und dessen war er sicher —, was würde da mit ihm geschehen? Mit einem Sultan und mit den Angehörigen eines Sultans zu spielen, das hieß mit dem Feuer spielen.

Es war aber auch nicht möglich, sogleich zu erklären, wie alles gekommen war, und einfach zu sagen, daß er ein Betrüger war. Wie würde dies werden, wie würde es ablaufen!

Schließlich sagte er nach langem Nachdenken, nur um überhaupt etwas zu sagen: „Euer Verlust erscheint mir etwas sonderbar. Euer Verlust muß am Rande eines Tales, am Zweige eines Baumes aufgehängt sein." Er dachte: „Nun mögen sie sich selber den Kopf zerbrechen!"

Auf diese Worte hin dachte die Amme nach. Ja, ja, der Mann hatte ein reines Wunder gesagt. Der Ohrring war im Bade verloren gegangen; sofort wurden Leute in das Bad geschickt. Sie suchten wiederum alles nach, schließlich fanden sie den Ring auf einem Reiserbesen, der vor eine Wasserrinne gelegt war. Dem Schuhflicker wurden unendlich viel Geschenke gemacht. Da die Sache sehr ärgerlich war, hatte man aber dem Sultan nichts davon gesagt.

Der Schuhflicker arbeitete inzwischen weiter und verdiente viel Geld; aber noch immer war ihm die Tür seines Hauses verschlossen, da er nicht Obersterndeuter geworden war.

Eines Tages hatte ein Dieb dem Sultan einen sehr kostbaren, mit Brillanten besetzten Ring, ein altes Familienstück, gestohlen. Überall suchte man nach, fand aber den Dieb nicht.

Der Sultan zog sich verzweifelt in eine Ecke zurück.

Die Prinzessin wollte nicht, daß ihr Vater so traurig war. Sie ging zu ihm und küßte ihm Wangen, Hände und den Saum seines Kleides. Der Sultan war sehr erfreut über seine Tochter, die, während er so traurig war, zu ihm kam und ihn liebkoste. Er war auch zu ihr freundlich. Dies benutzte die Prinzessin und sagte, daß der Zauberer, der ihren Ohrring gefunden, auch aller Wahrscheinlichkeit nach den Ring finden werde.

Der Sultan gab Befehl, den Zauberer zu holen, und sofort gingen Adjutanten aus, um den Sterngucker zu suchen. Sie bringen ihn ins Schloß. Der Arme steht zitternd Todesängste aus. Er wird vor den Sultan gebracht. Der Sultan erzählt ihm die Sache und macht ihm klar, daß er, wenn er die Angelegenheit nicht ins reine brächte und den Ring zur Stelle schaffte, seinen Kopf verlieren würde.

Der Arme sah ein, daß die Sache ihn das Leben kosten würde. Aber um diesen verhängnisvollen Augenblick etwas hinauszuschieben und um die Zeit bis dahin wenigstens gut zu verleben,

sagte er: „Mein Sultan, das ist eine schwierige Sache. Es steht nicht in der Macht der Sterne, Euch sofort eine Antwort zu geben. Gebt mir vierzig Tage Frist, weist mir ein Zimmer an und gebt mir während dieser Zeit die vorzüglichste Nahrung. Am vierzigsten Tage werde ich Euch sagen, wer der Dieb ist."

Der Sultan nahm den Vorschlag an und befahl, daß alles ausgeführt werden solle, was der Zauberer wünschte. Der Schuhflicker zog sich in ein prachtvoll ausgestattetes Zimmer zurück, um sich Gott zu weihen. Dort betete er zu Allah und flehte, daß er sein Gebet annehme und ihm seine Sünden verzeihen möge. Anderseits verfluchte er aber auch seine Frau, die ihn in seinem Alter in solche Not und Prüfungen gebracht hatte.

Jeden Tag wurde ihm ordnungsgemäß Essen gebracht. Um sich in den Tagen nicht zu irren, behielt er täglich einen leeren Teller von den ihm gebrachten Speisen zurück.

Inzwischen war nun eine Zeit vergangen. Um festzustellen, wieviel Tage er schon dort sei und wieviel Tage ihm von seinem Leben noch übrig waren, zählte er die Teller. Es waren genau achtzehn. Voller Hoffnungslosigkeit entfuhren ihm, ohne daß er wollte, diese Worte: „Ach, achtzehn, ah, ah, achtzehn — achtzehn!"

Die Diebe des Ringes gehörten zu den Palastdienern. Sie beobachteten alles, was der Zauberer tat, durch ein Loch. Der Beobachter an jenem Tage hatte nicht bemerkt, daß der Schuhflicker die Teller gezählt hatte, sondern hatte nur gehört, daß er ausrief: „Ach, achtzehn!"

Und nun denkt, es waren achtzehn Diebe. Als der Lauscher die Zahl achtzehn hörte, suchte er sofort seine Genossen auf und sagte: „Mit unserer Sache steht es schlecht. Dieser Kerl ist ein Teufel. Er hat jetzt heraus, wie viele wir sind. Heute hat er in der Ekstase dreimal: Ach, achtzehn gerufen. Wenn er noch länger Zeit hat, wird er auch noch herausfinden, wer wir sind, und wir sind für den Strick des Henkers reif."

Die Diebe gerieten über diese Nachricht ihres Genossen in Aufregung. Sie hielten einen Rat ab und beschlossen, in der Nacht zum Zauberer zu gehen, ihn anzuflehen, sie nicht zu verraten, und sein Mitleid zu erwecken.

In der folgenden Nacht betraten sie alle zusammen sein Zimmer. Er geriet in große Furcht.

Man sagt: wenn der Mensch verzweifelt ist, gebärdet er sich am mutigsten, so wie die Katze, wenn sie verzweifelt den Hund anfällt. Da der arme Schuhflicker sehr hoffnungslos war, so stürzte er sich auf die Leute und rief: „Ach ihr, seid ihr da?" Er glich sozusagen einem rasenden Löwen.

Die Diebe wurden noch besorgter und fielen dem Schuhflicker sofort zu Füßen. Er wußte nicht, was das bedeuten sollte, und sah sie ganz ratlos an. Schließlich stand der Mutigste von ihnen auf und sagte, nachdem er ihn mit höchster Ehrfurcht begrüßt hatte: „Mein Herr, Sie sind wirklich eine sehr begabte und bedeutende Persönlichkeit. Sie haben entdeckt, daß wir achtzehn an Zahl sind. Jedenfalls hätten Sie auch herausgebracht, wer dazu gehört. Wir wollen Ihnen aber nicht so viel Mühe machen und haben beschlossen, die Wahrheit zu sagen. Wir vertrauen auf Ihre edle und barmherzige Gesinnung und auf Ihr großes Herz. Nehmen Sie unsere Bitte an und erbarmen Sie sich nicht nur über uns, sondern auch über unsere Kinder! Unser Leben ist jetzt in Ihrer Hand. Nur Sie können uns retten. Ja, wir haben den Ring gestohlen."

Auf diese Rede hin machte der Schuhflicker große Augen und wurde wieder ruhig. Es war kein Zweifel, jetzt war er gerettet. Er sagte mit angenommener Würde: „Dankt Gott, daß ihr gerade noch im letzten Augenblick euch gemeldet habt; sonst wäre es euer letzter Tag gewesen! Ich war schon dabei, eure Namen zu entdecken."

„Ach, mein Herr, dessen sind wir sicher; aber haben Sie Mitleid mit unseren Kindern!"

„Gut, versprecht ihr, es nicht wiederzutun?"

„Wir versprechen es nicht nur, wir schwören es bei unserm Glauben und auf unser Gewissen."

„Da ihr versprecht, es nicht wiederzutun, so will ich euch aus Mitleid nicht verraten. Gebt den Ring am vierzigsten Tage einer Gans zu fressen und brecht ihr einen Flügel! Das andere ist dann meine Sache. Wenn ihr so tut, gut, dann werde ich keinen von euch verraten; sonst aber geht es euch schlecht!"

Die Diebe versprachen, die Worte des Zauberers getreu auszuführen, versprachen ihm noch viel Geld und gingen weg.

Der vierzigste Tag kam heran. Der Sultan erwartete diesen Tag mit Ungeduld. Schließlich befahl er, den Sterndeuter vorzuführen. Der Mann kommt vor den Sultan. Dieser fragt mit zorniger Stimme: „Nun, wie steht es? Hast du ihn gefunden?"

„Ja, mein Herr; das heißt richtiger, ich habe seine Spur. Jetzt möge Euer Majestät befehlen, daß alle Geschöpfe im Palast vor mir im Zuge vorüberziehen; dann werde ich zeigen, wer der Dieb ist."

Der Sultan befiehlt es, und vom Großwesir bis zum Küchenjungen ziehen alle Leute des Schlosses vor dem Schuhflicker vorbei. Obgleich auch die wirklichen Diebe dabei waren, sagt der Mann nichts.

Der Sultan fragt: „Nun, Zauberer, wer hat den Ring?" Der antwortet: „Mein Sultan, unter den Leuten Eures Schlosses ist kein Dieb. Trotzdem ist der Ring bei einem lebenden Wesen, das zu Eurem Schloß gehört. Befehlt, daß auch die Tiere alle bei mir vorbeiziehen sollen!"

Der Sultan befiehlt es. Die Pferde, Stuten, Esel, Maultiere und die anderen Tiere ziehen alle vorüber. Bei keinem ist der Ring. Schließlich fragt der Zauberer: „Sind das alle Tiere im Schlosse?"

Man antwortet:

„Nein, mein Herr, es ist noch ein Rudel Gänse da."

Der Schuhflicker sagt: „Auch die führt vor!"

Auch die Gänse ziehen vorüber. Endlich sieht er eine Gans, deren Flügel zerbrochen ist. Er ordnet an, daß diese aufgeschnitten werde. Man führt seinen Befehl aus, schneidet ihr den Bauch auf und findet den Ring. Jedermann ist erstaunt. Der Sultan ernennt ihn zum Obersterndeuter.

Der Obersterndeuter geht eilends nach Hause und bringt seiner Frau die frohe Botschaft. Die Frau geht sofort mit ihrer Tochter ins Bad. Als es heißt: „Die Frau des Obersterndeuters ist gekommen," empfängt sie jedermann mit Ehrerbietung. Dann kehrt sie nach Hause zurück und sagt zu ihrem Mann: „Nun bin ich ins

Bad gegangen; jetzt kannst du wieder deinen Obersterndeuterposten aufgeben."

„Aber Frau, ist das denn möglich? Hast du den Verstand verloren?"

„Tu, was du willst. Du mußt ihn aufgeben! Ich wollte nur einmal als Frau Obersterndeuter ins Bad gehen."

Er aber blieb nun einige Zeitlang im Gefolge des Sultans, und wie sehr er sich auch bemühte, aus dem Amte entlassen zu werden, es glückte ihm nicht.

Eines Tages beschließt er, den Verrückten zu spielen, um endlich von dem Hofdienst loszukommen. Während der Sultan im Bade ist, schlachtet er ein Lamm, wickelt sich dessen Kaldaunen um den Kopf und die Hüften, geht vor das Bad und ruft: „Der Sultan soll herauskommen, das Bad wird einstürzen."

Als dem Sultan dies gemeldet wird, wickelt er sich schnell in irgend etwas ein und stürzt hinaus.

Kaum ist er draußen, als das Bad wirklich mit Krachen einstürzt. Der Sultan umarmt ihn, dankt ihm, daß er ihm sein Leben gerettet, und gibt ihm viele Geschenke.

Nun weiß er wieder nicht, was er tun soll.

Eines Tages geht der Obersterndeuter mit seinem Sultan spazieren. Unter einem Baume nimmt er von der Erde etwas auf und befiehlt dem Obersterndeuter zu sagen, was es sei.

Der denkt nach, und da er es nicht raten kann, sagt er: „Ach, du armer Heuschreck, wenn du auch einmal und auch ein zweites Mal springst, das drittemal wirst du doch gefangen!"

Da öffnet der Sultan seine Hand, und eine große Heuschrecke springt heraus. Dem Sultan gefiel die Klugheit seines Obersterndeuters sehr, und er sagte: „Was für eine Belohnung wünschst du?"

Er antwortet: „Ich bitte Euer Majestät, mich aus dem Dienst zu entlassen." Der Sultan nimmt das wohl oder übel an.

Und nun lebt der Mann mit seiner Frau und seiner Tochter zurückgezogen in seinem Landhause, beschäftigt sich mit der Erziehung seines Kindes und hat die Sterndeuterei aufgegeben.

Das Brunnengespenst

In der Nähe eines Waldes lebte ein Holzhacker, der nichts anderes als seine Armut besaß und obendrein noch eine sehr zänkische Gattin. Alles Geld, das er sich erwarb, nahm seine Frau ihm weg. Wenn das Nachtmahl versalzen war — und dies geschah wahrlich sehr oft — und der Mann zufällig sagte: „Du hast das Essen versalzen, liebe Frau!" so konnte er sicher sein, am nächsten Tage war nicht einmal ein Salzkörnlein in der Speise. Wagte er aber zu sagen: „Heute ist die Speise ungesalzen, Mütterchen," so tat sie am nächsten Tage so viel Salz in die Speisen, daß ihr Gatte sie kaum kosten konnte. So boshaft war das Weib.

Was geschah nun einmal mit diesem armen Mann? Er behielt von seinem Verdienst einige Groschen zurück und wollte sich dafür einen Strick kaufen. Aber auch diese Groschen fand sein böses Weib, und ehe der arme Mann sich's versah, rief sie: „Was? Du behältst insgeheim Geld und vergeudest es!" Vergebens schwor der arme Kerl; die Frau wollte ihm nicht glauben. „Aber liebe Frau," sagte der Mann, „ich wollte mir ja nur einen Strick kaufen; dafür brauchte ich das Geld!" — „Das ist nicht wahr," schrie sie und stürzte sich auf ihn, so daß ein Zank und ein Lärm entstand, daß ich selber nicht weiß, wie sie den nächsten Tag erlebt haben.

Am nächsten Tage stand der Gatte auf, setzte sich auf seinen Esel und trabte den Bergen zu. Seiner Gattin sagte er, sie solle ihm nicht in den Wald nachfolgen. Nun tat sie es erst recht. Auch sie setzte sich auf einen Esel und ritt, hei! dem Gatten nach. „Wer weiß," fauchte sie, „was er dort oben auf dem Berge treibt, wenn ich nicht bei ihm bin!" Der Mann sah, daß ihm die Frau nachfolgte; aber er sprach kein Wort mit ihr. Auf dem Berge angekommen, machte er sich sofort ans Holzfällen. Die Frau kroch gleich einem ruhelosen Gespenste auf dem Berge hin und her; sie besah sich alles der Reihe nach und guckte sich alles an; nur einen verfallenen, offenen Brunnen sah sie nicht. Und gerade auf den ging sie los. Der Mann rief: „Paß auf, ein sehr gefährlicher offener Brunnen ist vor dir; zurück von dort!" Sie hätte seine Worte befolgen sollen; allein sie ging nun gerade noch näher.

Ihr Mann rief nochmals: „Hörst du nicht? Geh schnell zurück; sieh, der Brunnen liegt offen vor dir!“ Die Frau machte noch einen Schritt, und da wankte die Erde unter ihr. Sie glitt aus, und schwups! lag sie im Brunnen. Der Mann dachte, es wäre am besten, sich nicht weiter um sie zu bekümmern; er stieg daher auf seinen Esel und ritt heim.

Am andern Morgen bestieg er wieder seinen Esel, und als er oben am Berge anlangte, fiel ihm seine Frau wieder ein. „Ich muß nachsehen,“ sagte er, „was der armen Frau geschehen ist. Sie hat jetzt ja wohl Strafe genug gehabt da unten im dunklen Brunnen.“

Er trat zu der Öffnung des Brunnens und guckte hinein; aber von seiner Frau war keine Spur zu sehen. Er bedauerte sie; denn sie war ja doch seine Frau, und nun zerbrach er sich den Kopf, wohin sie verschwunden wäre. Er nahm einen Strick hervor, ließ ihn in den Brunnen hinab und rief in die Tiefe: „Pack' den Strick an, Mütterchen, damit ich dich heraufziehe!“ Und der Mann fühlte auch bald, daß sich eine Last am andern Ende des Strickes befand. Er nahm alle seine Kraft zusammen und zog und zog am Stricke, und o Schreck! wen zog er aus dem Brunnen empor? — Ein häßliches Gespenst! Ei, wie erschrak der arme Holzfäller! „Fürchte dich nicht vor mir, armer Mensch,“ sprach das Gespenst; „daß dich der allmächtige Allah für deine Tat segnen möge! Du hast mich aus großer Gefahr gerettet; ich will es dir bis zum Tage des Jüngsten Gerichtes nicht vergessen.“ Der arme Mann staunte und sah das Gespenst fragend an.

„Ja, viele Jahre hindurch,“ begann das Gespenst zu erzählen, „lebte ich friedlich in diesem verfallenen Brunnen. Ich kannte bis heute kein Ungemach. Am gestrigen Tage aber fiel mir ein altes Weib in den Nacken. Sie packte mich an den Ohren, so arg, daß ich mich nicht für einen Augenblick von ihr losmachen konnte. Es war ein großes Glück für mich, daß du erschienst, den Strick hinabließest und ihr zuriefst, sie möge ihn anpacken. Anstatt daß sie ihn angepackt hätte, ließ sie mich nicht los, und ich ergriff den Strick. Und gesegnet sei der gütige Allah! Denn siehe, ich bin im Trockenen. Für deine gute Tat will ich dich belohnen!“

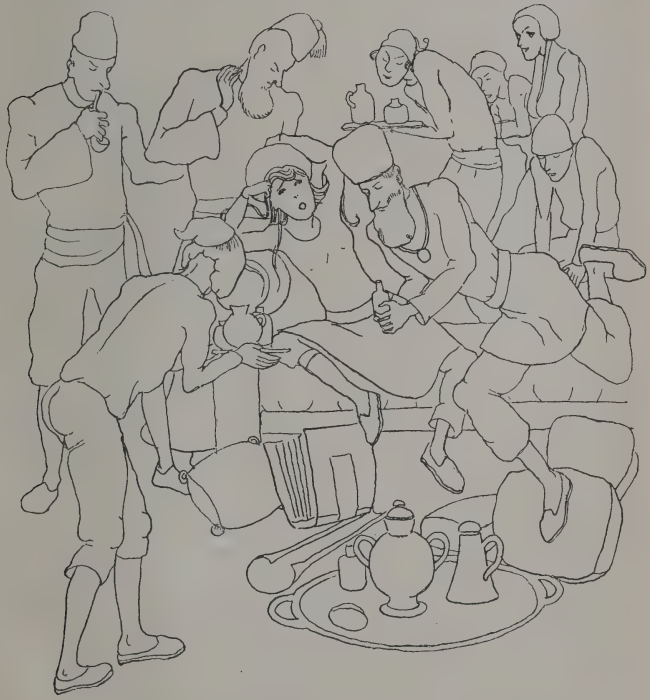
Und nun nahm das Gespenst drei Baumblätter hervor, über-

reichte sie dem Holzfäller und sprach zu ihm: „Ich gehe jetzt von dannen und krieche in die Sultanstochter hinein. Die Maid wird krank und ganz behext sein; jede Arznei ist vergeblich! Niemand wird ihr helfen können. Auch du wirst davon erfahren; geh dann zum Sultan, feuchte diese drei Baumblätter an, und wenn du das Antlitz der Maid damit besprengst, so krieche ich aus ihr heraus, und du wirst reichlich belohnt werden." Der Holzfäller steckte die drei Blätter ein. Sie trennten sich, er ging rechts und das Gespenst links, und die Frau im Brunnen, nun, die machte ihnen die geringste Sorge; denn sie hatte es ja nicht anders verdient.

Kaum aber, daß das Teufelsgespenst den Holzfäller verlassen hatte, ging es schnurstracks zum Serail des Sultans und kroch in die schöne Sultanstochter. In ihrer Qual brach die arme Maid zusammen und rief fortwährend: „Wehe, mein Kopf! Wehe, mein Kopf! Ich bin behext!" Man benachrichtigte den Sultan. Er eilte herbei und sah nun seine vor Schmerzen laut schreiende Tochter. Sogleich schickte er nach Ärzten und Räuchergefäßen; aber all dies half nichts. Sie riefen einen andern, einen dritten, einen vierten Arzt — vergebliche Mühe. Die Maid schrie fortwährend: „Wehe, mein Kopf!" — „Oh, mein liebes Kind," klagte ihr Vater, „wenn ich dein Jammergeschrei höre, glaube ich, daß mir mein Kopf und mein Herz noch weher tut. Was sollen wir machen? Ich gehe und rufe die Sterndeuter; vielleicht können die uns etwas aus den Sternen sagen." Nun ließ er alle berühmten Sternseher des Landes herbeiholen. Jeder teilte eine andere Art der Heilung mit; aber nichts half der Maid.

Der Holzfäller lebte unterdes seine Tage ohne Frau dahin. Langsam vergaß er sie und auch das Gespenst mit den drei Blättern und dessen Rat. Einmal, als er schon gar nicht mehr daran dachte, kam ein Bote des Sultans aus der Stadt herbei, brachte einen Trommler mit sich, rief die Leute zusammen und las ihnen mit lauter Stimme vor: „Schwer erkrankt ist meine Tochter, die Sultansmaid. Ärzte und Sterndeuter haben sie angesehen; keiner aber konnte ihr helfen. Wer helfen kann, der komme und helfe ihr! Ist er Türke, so erhält er die Sultanstochter und nach meinem Tode das Reich als Lohn; ist er kein Türke, so sollen ihm alle Schätze meines Landes gehören."

Der Holzfäller wußte nun genug. Er dachte an das Gespenst, die drei Blätter und an seine Frau. Er ging hin und meldete sich bei dem Boten, daß er mit Allahs Hilfe die Sultanstochter heilen würde, wenn sie bis dahin am Leben bliebe. Der Padischah ließ ihn eilig ins Serail holen. Kaum war er im Palast angelangt, so



wurde er ins Gemach der Kranken geführt. Die Maid schrie fortwährend: „Wehe, mein Kopf! Wehe, mein Kopf!" Der Holzfäller nahm die drei Blätter hervor, feuchtete sie an, und kaum hatte er die Sultanstochter besprengt, so ward sie gesund, als hätte sie nie eine Krankheit gehabt. Hei, da erhob sich eine Freude und Lust im Serail! Man gab dem Holzfäller die Sultanstochter

zur Gemahlin, und der arme Mann ward des Sultans Schwiegersohn.

Dieser Sultan hatte einen andern Sultan zum Freund, dessen Reich lag in der Nachbarschaft. Kaum war die Hochzeit gefeiert worden, so wurde dessen Tochter ebenfalls vom Gespenst des Brunnens befallen. Auch sie ward von derselben Krankheit gequält, und auch ihr half keine Arznei. Man suchte und forschte so lange, bis man erfuhr, auf welche Weise die Sultanstochter des Nachbarreiches von dem gleichen Übel befreit worden war. Der Sultan schickte nun seine Leute zu seinem Nachbar und bat ihn um Allahs willen, er möge seinen Schwiegersohn schicken, damit er seine Tochter heile.

Der Sultan schickte auch sofort seinen Schwiegersohn; es kostete ihn ja keine große Mühe. Der ehemalige Holzfäller konnte nicht widersprechen und machte sich auf den Weg. Als er ankam, wurde er sogleich in das Zimmer der Kranken geführt. Siehe da, wieder hatte er es mit dem gleichen Gespenst aus dem Brunnen zu tun. Aber das Gespenst brummte ihn gewaltig an. „Du hast mir eine Wohltat erwiesen," sagte das Gespenst; „aber das kannst du nicht sagen, daß ich dein Schuldner geblieben bin. Ich habe deinetwegen die schöne Sultanstochter verlassen müssen, in der es mir so gut gefiel, und ich habe mir eine andere erwählt; nun willst du mir auch diese nehmen? Na, warte nur, weil du so an mir handelst, nehme ich dir deine schöne Gemahlin wieder." Darüber erschrak der arme Mann gewaltig. „Ich bin ja nicht wegen der Maid gekommen," sagte er; „sie ist dein rechtmäßiges Eigentum, und wenn du willst, so kannst du dir auch meine Frau nehmen." — „Also, was suchst du dann hier?" fragte das Gespenst. „Wehe — die Frau, meine Frau aus dem Brunnen!" seufzte der gewesene Holzfäller; „sie war meine Gattin; ich habe sie ja deshalb im Brunnen zurückgelassen, damit ich von ihr frei werde, und nun — "

Da erschrak das Gespenst gewaltig und fragte, ob sie vielleicht schon wieder zum Vorschein gekommen sei. „Ja leider, sie ist wieder da und sucht dich," seufzte der Mann; „sie folgt mir auf Schritt und Tritt nach, und ich habe nicht den Mut dazu, mich von ihr loszureißen. Ei, sieh nur, dort steht sie schon bei der Tür;

nun, da ist sie!" Das Gespenst brauchte nicht mehr zu hören. Es ließ die Sultanstochter sofort im Stich, verließ das Serail, die Stadt, das Land, und kein Menschenkind hat das Gespenst seither wiedergesehen, und die Sultanstochter ward sofort gesund, und der Holzfäller lebte glücklich und zufrieden bis zu seinem Tode. Seine böse Frau aber lebt vielleicht noch heute als Gespenst im Brunnen.

Das „Allem-Kallem"-Spiel

Es war einmal ein Mann, der hatte ein Weib und ein Kind und einen Esel. Mit dem Esel führte er jeden Tag Lasten und verdiente damit sein Brotgeld. Weil der Mann schon alt war, erkrankte er eines Tages. Man bereitete ihm Arznei und kräftige Sachen; aber es nützte nichts, der Mann starb. Der Sohn begrub den Vater und weinte. Ein bis zwei Tage weinte er; weil aber zu Hause nichts zu essen war, und hungrig kann man's nicht aushalten, so nahm er eines Morgens den Esel und ging auf den Markt. Hier rannte er wie sein Vater mit Lasten hin und her und verdiente bis zum Abend dreißig Para, kaufte, was zum Abendbrot nötig war, ging nach Hause und übergab es seiner Mutter.

Seine Mutter freute sich sehr. „Wieviel verdientest du, mein Sohn?" fragte sie. Der Sohn antwortete: „Mütterchen, ich tat so wie mein Vater, und abends sah ich, daß ich dreißig Para verdient hatte." — „Mein Sohn, bleib gesund," sagte sie, „und du wirst noch viel mehr verdienen."

Am andern Morgen ging der Knabe wieder mit dem Esel auf den Markt, und als es Abend wurde, sah er, daß er vierzig Para verdient hatte, und eilte nach Hause. Seine Mutter kam ihm entgegen. „Wieviel Para hast du heute verdient, mein Sohn?" fragte sie. Der Sohn antwortete: „Heute verdiente ich vierzig Para," und die Mutter freute sich sehr. Als der Morgen herankame, eilte er wieder auf den Markt und verdiente diesen Tag fünfzig Para und ging damit nach Hause. „Denke dir," rief er, „diesen Tag verdiente ich fünfzig Para. Morgen gehst du und verlangst für mich die Tochter des Sultans, weil ich so viel Geld verdiene." — „Ach, mein Sohn," sagte die Mutter, „damit willst du die Toch-

ter des Sultans haben?" — „Warum nicht? Ich werde von Tag zu Tag mehr verdienen. Geh, fürchte dich nicht; verlang' sie!" Die Mutter sagte: „Mein Sohn, wie soll ich mich in den Palast wagen; ich war noch nie dort."

Als es Morgen ward, nahm der Knabe sein Eselchen und ging wieder auf den Markt.

Bis zum Abend verdiente er sechzig Para.

Als der Knabe dies sah, eilte er noch schneller als sonst nach Hause. „Jetzt schicke ich unbedingt meine Mutter und lasse um die Tochter des Sultans werben," dachte er. — „Mutter, ich habe heute sechzig Para verdient. Morgen mußt du endlich für mich um die Tochter des Sultans werben. Wenn du nicht gehst, so gehe ich auch nicht mehr Geld verdienen."

Was sollte die arme Frau machen; sie nahm ihren Mantel und ging geradeswegs in den Palast des Sultans. Die Türsteher hielten sie für eine Bettlerin und wollten ihr einige Para reichen. Die Frau aber sagte: „Ich bin nicht gekommen, um zu betteln. Ich wollte zum Sultan." Da ließen die Türsteher sie hinein. Aber wem sie auch im Palast begegnete, jeder meinte, sie sei eine Bettlerin, und reichte ihr Geld; die Frau aber nahm es nicht an. „Ich habe etwas mit des Sultans Frau zu besprechen; ich gehe zu ihr," sagte sie und ging in das Zimmer der Sultana. „Was willst du?" fragte die Sultana. „Meine Sultana, ich habe einen Sohn, der hat einen Esel. Mit diesem Esel verdient er jeden Tag vierzig, fünfzig, sechzig Para. Jetzt schickte er mich her, daß ich deine Tochter verlange; gibst du sie ihm?" — „Nein, ich muß doch erst einmal ihren Vater sprechen," sagte die Sultanin und ließ den Sultan rufen und sagte es ihm. Der Sultan erwiderte: „Warum nicht; aber er bekommt sie nur dann, wenn er das ‚Allem-Kallem-Spiel' in vierzig Tagen erlernt. Nach dieser Zeit kann er meine Tochter heiraten. Erlernt er es aber in vierzig Tagen nicht, so lasse ich ihm den Kopf abschlagen." So sprach er und schickte die Frau weg.

Die Frau fing an zu weinen, ging nach Hause und sagte ihrem Sohne: „Ach, ich sagte dir ja, daß du die Tochter des Sultans nicht verlangen dürftest. Siehe, man gibt sie dir, aber du mußt das Allem-Kallem-Spiel in vierzig Tagen erlernen; erlernst du

es nicht, so wird dir der Kopf abgeschlagen. Bisher habe ich so etwas gar nicht gehört. Was für ein Spiel ist das? Meinen sorglosen Kopf hast du in Kummer gestoßen," und sie weinte laut. Der Sohn antwortete: „Hör' auf, Mutter; wir haben unsern Esel, und man kann uns nirgends finden. Pack' die Hausgeräte zusammen, und dann ergreifen wir die Flucht; denn ich weiß auch nicht, was für ein Spiel das ist." Die Mutter sammelte die Geräte: zwei Zelte, ein Bett und eine Decke, ein Gefäß, ein Krug, zwei Löffel gehörten ihnen; dieses legten sie zusammen und belasteten den Esel damit. Sie machten sich auf den Weg und gelangten nach einer Zeit an den Fuß eines Berges und ließen sich hier nieder.

Als sie hier saßen, sahen sie einen Geist kommen, der fragte sie, was sie hier suchten. Als sie den Geist erblickten, sprangen ihnen die Lippen vor Furcht auf. Sie sagten ihm alles. Der Geist sagte zur Frau: „Gib mir deinen Sohn, ich lehre ihn das Allem-Kallem-Spiel. Nach vierzig Tagen komm und warte hier; dann hast du deinen Sohn wieder." Die Frau gab ihren Sohn hin, setzte sich auf den Esel und ritt nach Hause.

Der Geist aber gab dem Knaben eine Ohrfeige, verwandelte ihn in einen Apfel, steckte ihn in die Tasche, und ging weiter. Als der Geist in seinem Palast angekommen war, zog er den Apfel heraus, schlug wieder darauf, und der Knabe erhielt seine alte Gestalt zurück. Der Geist trug ihn in ein Zimmer und ging weg. Dem Knaben wurde das Herz schwer, und er ging aus dem Zimmer hinaus. Da erblickte er im Palast ein Mädchen. Er ging zu ihr, und sie fragte: „Ach, mein Brüderchen, wie bist du in die Hände dieses Ungeheuers gefallen?" Der Knabe erzählte, er sei wegen des Allem-Kallem-Spiels gekommen, und das Mädchen erwiderte: „Ach, du Armer, so viele junge Leute sind schon vor dir hierhergekommen. Sie wollten das Spiel erlernen; alle aber wurden getötet, und aus ihren Köpfen wurde dort gegenüber der Turm gebaut. Wer in die Hände dieses Ungeheuers fällt, kann nicht unverletzt entkommen." — Da fing der Knabe an zu weinen. Das Mädchen bedauerte ihn und sagte: „Vielleicht kann ich dich erretten; aber was ich dir sage, das mußt du tun. Morgen kommt der Geist und nimmt dich zum Zweikampf mit. Gib acht

und leiste keinen Widerstand; sonst tötet er dich! Packt er dich, so wirf dich gleich auf die Erde, und soviel er dich auch schlägt, bekümmere dich nicht darum. Wenn er dich anrührt, bleib unbewegt wie tot liegen, und dann lehre ich dich das Allem-Kallem-Spiel."

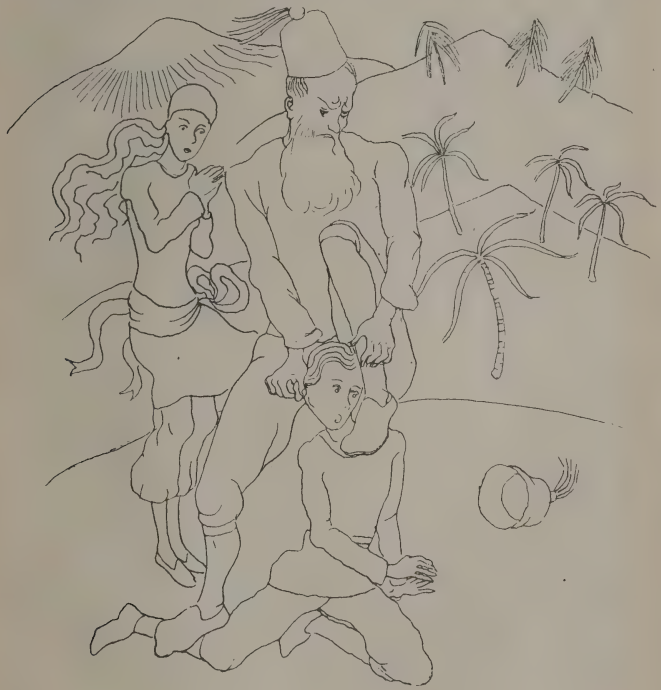
Der Knabe ging in sein eigenes Zimmer, und als die Nacht vorüber war, kam der Geist, nahm den Knaben, und sie begannen zu kämpfen. Nach dem kleinsten Anrühren ließ der Knabe sich fallen und wälzte sich wie eine Tonne von Platz zu Platz. Der Geist ärgerte sich und warf den Knaben hin und her; der Knabe aber leistete ihm keinen Widerstand. Als es Abend wurde, nahm der Geist den Knaben und schloß ihn wieder ein; er selbst ging fort. Der Knabe aber ging zu dem Mädchen, und das Mädchen sagte: „Wenn du heute dem Geist Widerstand geleistet hättest, hätte dich nichts gerettet; denn er hätte dich getötet. Nun aber lehre ich dich das Allem-Kallem-Spiel. Kommt der Morgen, so wird er wieder mit dir kämpfen; gib acht und leiste nur keinen Widerstand!"

Am Morgen kam der Geist, und sie begannen abermals zu kämpfen. Der Knabe leistete wieder keinen Widerstand, sondern ließ sich gleich fallen. Der Geist schlug den Knaben; was er aber auch tat, der Knabe erhob sich nicht von der Erde.

Am Abend schloß er den Knaben in den Palast ein, der Knabe aber ging zu dem Mädchen, und sie lehrte ihn abermals das Allem-Kallem-Spiel. So ging es vierzig Tage; der Geist rang mit dem Knaben, aber dieser leistete niemals Widerstand. Als die vierzig Tage um waren und der Knabe das Spiel von dem Mädchen schon ganz erlernt hatte, sagte der Geist zu dem Knaben: „Mein Kind, du wirst dieses Spiel nie erlernen, weil ich es nicht will." Er nahm ihn und gab ihn seiner Mutter zurück.

Die Mutter freute sich über den Sohn, und als sie den Weg entlang gingen, wurde der Sohn auf einmal ein Hase; seine Haare glänzten wie die Sonne, und wer ihn anschaute, dem flimmerte es vor den Augen. Als er zwischen den Beinen der Mutter hin und her lief, rief die Mutter, weil sie das Wunder nicht verstehen konnte: „Ach, wo bist du, mein Sohn? Fang mir doch den Hasen, schnell, schnell!" Aber sie konnte den Sohn nirgends sehen. Auf einmal vertauschte der Knabe die Hasengestalt

mit seiner eigenen. „Wo warst du? Gerade jetzt lief ein Hase zwischen meinen Beinen hin und her, den hätten wir fangen und verkaufen können." Der Sohn lachte, sagte aber nichts. Als sie ein wenig weiterkamen, verwandelte sich der Knabe in ein Pferd, und all seine Haare waren wie Edelstein und seine Huf-



eisen aus Diamanten. Wer darauf schaute, dem blendete es die Augen. Als die Frau dies sah, rief sie wieder ihren Sohn, und er verwandelte sich in seine Gestalt zurück. „Aber, mein Sohn, wo warst du denn? Vor mir war ein wunderschönes Pferd; das hätten wir fangen und auf dem Markte verkaufen können." Der Knabe lachte abermals.

Sie kamen nach Hause, und am nächsten Morgen wurde der Knabe ein Hirsch; seine Hörner waren aus Gold, seine Hufe aus Diamanten, und er sagte zur Mutter: „Nimm mich und führe mich weg und verkauf' mich auf dem Markt!" Die Frau staunte; aber sie nahm den Hirsch und führte ihn auf den Markt. Als man ihn dort sah, sammelten sich alle um ihn; aber den Preis konnte niemand zahlen; dies vermochte allein der Sultan. Mit der Zeit hörte er auch von dem Hirsch und gab der Frau einen Scheffel Gold dafür. Diese freute sich sehr und ging nach Hause. Die Reitknechte des Sultans führten den Hirsch angebunden in den Stall, legten ihm ein wenig grünes Gras vor, und der Hirsch fing an zu fressen. Aber als er das Gras fraß, wurde er immer kleiner und kleiner und verschwand; er ließ nur den Strick zurück. Alle waren darüber erstaunt und verständigten den Sultan davon. Der Sultan wußte nicht, was er tun solle, und fürchtete sich. Der Knabe nahm die alte Gestalt an und ging nach Hause; für das Geld, das der Sultan seiner Mutter gegeben hatte, ließ er sich einen Palast bauen. Als der Palast fertig war, verwandelte er sich in ein Pferd, jedes einzelne Haar war ein Edelstein, und sagte zu seiner Mutter: „Führe mich weg und verkauf' mich auf dem Markte; wer mich aber auch kauft, gib acht! Meine Zügel gib nicht hin, sondern behalte sie und bring sie nach Hause!" Die Frau nahm das Pferd, führte es auf den Markt, und alle, die das Pferd sahen, blieben staunend stehen; den Preis aber konnte niemand bezahlen. Der Sultan hörte dies und schickte seine Leute.

Doch nun erfuhr auch der Geist, daß sein Zauberspiel in die Welt getragen wurde. Er wurde zu einem Wind und Wirbel und kam auf den Markt und wollte das Pferd ergreifen. Als aber der Knabe den Geist erblickte, wurde er eine Taube und flog fort. Der Geist wurde zu einem Adler und flog ihm nach. Der Knabe setzte sich auf das Fenster der Sultanstochter und wurde ein Rosenstrauß. Als die Maid die Rosen erblickte, sagte sie: „Ach sieh, welch schöne Rosen!" Sie öffnete das Fenster, nahm die Rosen in die Hand und roch daran. Aber der Geist ereilte sie und begann den Grund des Palastes zu schütteln; da geriet das Mädchen in Verwirrung. Die neben ihr standen, schrien: „Raff' dich zusammen; die Rosen, die bei dir sind, bringen Unglück. Wirf

sie schnell aus deiner Hand!" Das Mädchen warf die Rosen weg, und da wurden sie zu zerstreutem Grieß, der lag in jeder Ecke des Zimmers. Der Geist aber nahm schnell die Gestalt eines Hahnes an und fing an, den Grieß aufzupicken, und pickte auch alle Körner auf, nur unter dem Fuße des Mädchens blieb ein Grießkorn liegen. Das fand der Geist nicht, und dies Korn wurde ein Schakal, machte einen Sprung auf den Hahn und zerriß ihn in Stücke.

Dann nahm er wieder seine alte Gestalt an und ging zum Sultan: „Siehst du, das Allem-Kallem-Spiel habe ich erlernt, deine Bedingung habe ich erfüllt; gib mir nun deine Tochter!" Der Sultan wollte nicht; der Knabe aber sagte: „Allem", sagte: „Kallem", verwandelte durch einen Schlag den Sultan in einen Apfel und wollte ihn essen, und da gab dieser schnell seine Einwilligung. Der Knabe bekam die Sultanstochter. Dann ging er in den Palast des Geistes, befreite das Mädchen, das ihn das Spiel gelehrt hatte, verheiratete sie auch und verbrachte sein Leben in großer Freude bis zum Tode.

Der geschickte Dieb

Es war einmal, vielleicht war es auch nicht, aber meine Großmutter sagte: Es war einmal ein Mann, der war sehr reich. Eines Tages saß er mit seinen Freunden in einem Kaffeehause, und man sprach über Diebe. Der eine sagte: „Mir hat man das gestohlen," der andere sagte: „Mir hat man jenes gestohlen." Da lachte der reiche Mann und sagte: „Ich weiß nicht, was ihr immer habt, und daß ihr euch so bestehlen laßt. Mir hat man noch gar nichts gestohlen. Aber ihr laßt eure Sachen offen herumliegen, und darum geschieht euch ganz recht. Aus meinem Hause kann keiner etwas stehlen."

Nun saß aber ein Dieb neben ihnen, und als dieser das Gespräch hörte, dachte er: „Na warte, dir werde ich einen Streich spielen, damit du einmal siehst, wie man stiehlt." Er stahl das Pfeifenrohr des Mannes und entfernte sich. Dann ging er schnurstracks nach dem Hause des Mannes und rief: „Der Herr schickt mich und gab dieses Pfeifenrohr als Zeichen: ihr sollt mir sofort

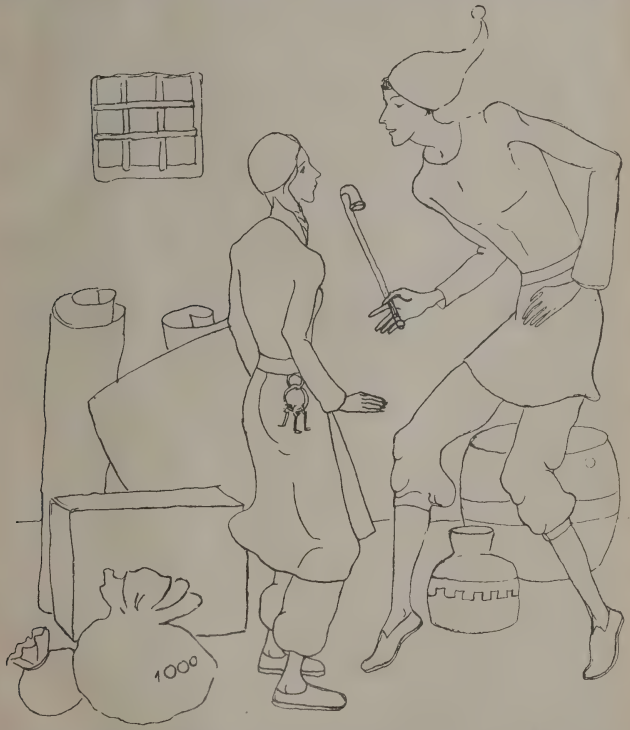
zwei Kupfergeschirre geben; er will im Basar Fett und Honig kaufen." Als die Frau das Pfeifenrohr erblickte, glaubte sie ihm und gab ihm zwei große Töpfe. Der Dieb ging damit in den Basar, ließ den einen mit Fett, den andern mit Honig füllen und brachte beides der Frau zurück. Dann ging er fort, schlenderte eine Weile müßig umher und kehrte zum Hause zurück. Er klopfte abermals ans Tor, zeigte das Rohr und sprach: „Der Herr schickt mich noch einmal; gebt mir sofort tausend Goldstücke, er will beim Goldschmied Geschenke kaufen." Die Frau glaubte ihm abermals und überreichte ihm einen großen Beutel mit tausend Goldstücken. Der Dieb nahm das Geld und ging. Der Mann aber blieb noch eine Weile im Kaffeehause; dann begann er seine Pfeife zu suchen, konnte sie aber nicht finden. „Was geschah denn nur mit meiner Pfeife?" schrie er, lief nach Hause und fragte seine Frau.

„Du hast sie mir doch als Zeichen durch einen Mann hierher geschickt," lachte die Frau; „hast du das schon vergessen?" Der Mann erschrak. „Ich habe niemand hierher geschickt. Erzähle, was ist geschehen?" — „Was du nicht sagst!" antwortete die Frau; „es kam ein Mann, der brachte deine Pfeife, ließ sich zwei Kupfergeschirre geben und brachte sie mir mit Honig und Fett gefüllt zurück. Nach kurzer Zeit kam er wieder mit dem Pfeifenrohr, und ich mußte ihm für dich tausend Goldstücke geben."

„Diebe, Diebe!" schrie der Mann, und rannte zur Stadt hinaus, um den Dieb zu suchen. Aber darauf hatte der Dieb nur gewartet. Kaum war der Mann zum Tor hinaus, so steckte er seine Arme zum Fenster hinein und schrie: „Liebe Frau, hurtig, gib mir das goldene Schwert deines Mannes; er hat den Dieb beim Kragen und will ihm den Kopf abschlagen." Die Frau freute sich sehr und reichte das goldene Schwert ihres Gatten zum Fenster hinaus. Der Dieb nahm das Schwert und verließ mit großen Sätzen die Stadt, um zu entfliehen.

Am Abend kam der Mann müde und hungrig nach Hause zurück; denn er hatte den Dieb nicht finden können. „Nun, mein lieber Mann," sagte die Frau, „das ist nett, daß du den Dieb gefangen hast. Hast du ihm denn auch das Geld wieder abnehmen können?" — „Ich habe den Dieb nicht gefangen," brummte der

Mann; „wer behauptet das?" — „Aber du hast mir doch einen Mann geschickt, der dein Schwert geholt hat." Kaum hörte das der Mann, so wurde er fast wahnsinnig vor Wut. Er lief sofort in die Stadt, suchte sich die zwei listigsten Männer des Ortes, erzählte ihnen, was vorgefallen war, und sprach: „Wenn ihr mir



den Dieb herbeischafft, so gebe ich euch einen Sack voll Gold." — „Das ist schon gut," sagten die Männer; „aber erst müssen wir wissen, wie er aussieht." — „Das weiß ich doch nicht," schrie der reiche Mann; „ihr müßt meine Frau fragen."

Da gingen sie zu der Frau, und diese sagte: „Braune Gesichtsfarbe, spitze Mütze, schlechter Mensch, nahm mein Geld; wohin

er ging, das weiß ich nicht." — „Nun," sagten die Männer, „das ist nicht viel, was du weißt; aber wir werden sehen." Sie gingen durch das ganze Land und sahen alle Menschen an, und eines Tages kamen sie vor ein großes, schönes Haus. Dort lebte der Dieb und ließ es sich wohl sein. Als ihn die Männer erblickten, dachten sie gleich: „Der kann es sein." Sie gingen in das Haus hinein und richtig, da fanden sie das Pfeifenrohr und das Schwert. Nur das Geld konnten sie nicht finden, und soviel sie auch den Kerl bedrängten, er schwieg. Endlich sahen sie an der Zimmerdecke einen Korb hängen, den zogen sie herunter, und darin lagen neunhundertneunundneunzig Goldstücke, nur eines fehlte. „Das eine müssen wir auch noch finden," dachten sie; aber soviel sie den Dieb baten, ihnen zu sagen, wo das Goldstück wäre, immer schwieg er. Da gab ihm einer der Männer eine Ohrfeige, und in dem Augenblick fiel das Goldstück aus seinem Munde zu Boden. Da nahmen sie alles zusammen und brachten es dem reichen Manne zurück. Dieser freute sich und gab ihnen den verdienten Lohn. Ob er in Zukunft nochmals bestohlen wurde, weiß ich nicht; aber sicherlich hat er keinen Bestohlenen mehr ausgelacht.

*

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 041541050